

Wolfgang Kuhr

# Abschied von der Weichsel

Erinnerungen eines Flüchtlingsjungen

In Gedenken an meine Mutter

1999

## Vorwort

Vor einigen Jahren erhielt ich eines Nachmittags Besuch: Es waren Tochter Annette und zwei ihrer Freundinnen. Eine von ihnen war Norwegerin und zu Besuch in Deutschland. Wir saßen auf der Terrasse und tranken Kaffee, als wir auf meine Kindheit zu sprechen kamen, und der Gast aus Norwegen fragte, woher ich stammen würde. Da offensichtlich Interesse vorhanden war, begann ich zu erzählen, hole weit aus und schilderte einige Episoden aus jeder Zeit und der dann erfolgten Flucht.

Ich bemerkte, das Annette immer stiller wurde; am Ende meiner Schilderungen meine sie: „Papa, warum hast du uns nie davon erzählt?“ Und ich antwortete:“Solange ihr, du und Wolfram, noch nei uns in der Familie lebtet, wart ihr in einem Alter, in dem euch so etwas bestimmt nicht interessiert hat; ihr hattet sicher genug mit euch selbst zu tun.“

An diesem Tag drängte sie mich, meine Erlebnisse irgendwann einmal niederzuschreiben. Damals habe ich es ihr versprochen, heute will ich mein Versprechen einlösen

Uttenhofen, im Frühjahr 1999

# Inhaltsverzeichnis

• Im Großen Werder.....	11
• Im Danziger Land.....	46
• Verlassen der Heimat.....	77
• Hela.....	79
• Überfahrt.....	85
• Ankunft in Kopenhagen.....	89
• Schule in Kopenhagen.....	92
• Nyköbing und Hoevestrand.....	98
• In einem Sanatorium.....	106
• Klovermarken.....	115
• Oksböl.....	128
• Biberach und Hechingen.....	132
• Leben in Boll.....	135
• Missionshaus der Weißen Väter.....	149
• Gehe nie allein.....	161
• Umzug nach Haigerloch.....	191
• Karlsruher Impressionen.....	206
• Schulzeit in Hechingen.....	214
• Verliebt.....	226
• Abitur.....	232
• Studium.....	234
• Erster Verdienst.....	235
• Hochzeit in der neuen Heimat.....	237
Nachwort.....	238



Cover: Bootsrumpf am Weichsel-Uferin Östlich -Neufähr  
(Aufnahme W.Kuhr 1985)

© 1999 by Wolfgang Kuhr  
78250 Tengen-Uttenhofen

"Jede Art der Vervielfältigung oder Veröffentlichung, auch  
auszugsweise, nur mit Genehmigung des  
Verfassers, gestattet

Kontakt:

[kontakt@Abschied-von-der-Weichsel.de](mailto:kontakt@Abschied-von-der-Weichsel.de)

## Im Großen Werder

Mein Erinnerungsvermögen reicht etwa bis in mein fünftes Lebensjahr zurück. Damals lebten wir in Groß-Lesewitz, Kreis Großer Werder, in einer großen, fruchtbaren Ebene mit fettem, schwerem Boden. Es war ein Dorf, sieben Kilometer von Marienburg entfernt; sowohl im Dorf als auch außerhalb gab es mehrere große Bauernhöfe, einen Bäcker, einen Kolonialladen, eine Schmiede, zwei Kirchen und drei Schulhäuser.

Das mit den Kirchen und den Schulhäusern war ein Kuriosum: die katholische Kirche stand mitten im Dorf, war aus Backsteinen erbaut und befand sich auf einem kleinen, sanft erhabenen Hügel. Um sie herum waren die Gräber; dies war also ein Kirchhof und kein Friedhof. Unmittelbar am Kirchhof verliefen die Gleise einer Kleinbahn, die von Marienburg kam, ab und zu durchs Dorf ratterte und weiterfuhr bis nach Steegen.



Diese Bimmelbahn, zu der es keine richtigen Bahnhöfe gab,

nur kleine Wellblechbuden als Haltestellen, hatte zweimal im Jahr Saison: Im Sommer brachte sie die Urlauber ins Strandbad nach Steegen und wieder zurück. Es waren fröhliche Menschen, die da aus den Zugfenstern schauten, mit bunten, leichten Sommerkleidern und Strohhüten bekleidet; sie pfffen, lachten, sangen, winkten, waren laut und lustig, und dazu gesellte sich der Pfeifton der kleinen Dampflok jedesmal, wenn ein Weg den Schienenstrang kreuzte; denn Schranken oder sonstige Absperrungen gab es nirgendwo.

Und im Herbst war nochmals Hochbetrieb bei dieser Schmalspurbahn, wenn die Zuckerrübenernte begann. Dann kamen unentwegt die mit Rüben beladenen Wagen der Bauern ans Abstellgleis, da, wo leere Güterwagen standen. Pferde zogen die schwere Fracht bis an die Waggons heran und mit großen, leicht gewölbten Gabeln wurden die Zuckerrüben hineingeschaufelt. Wenn die Rübenernte begann auf den



Feldern, die so groß waren, daß Kinderaugen deren Ende nicht ermessen konnten, waren viele arbeitende Hände gefragt; deswegen hatte der Bauer, der unser Nachbar war, eine große Schar junger, kräftiger Polen ins Dorf geholt. Sie wohnten alle miteinander in einem barackenähnlichen Gebäude, das unmittelbar an unser Schulhaus grenzte. Es war ein großer Raum, in dem Polinnen und Polen zusammen wohnten, solange sie als Erntehelfer da waren. Nur der Aufseher mit seiner Familie wohnte zwar auch in dieser Baracke, hatte aber abgetrennte Wohnräume.

Dieser Aufseher hatte einen Sohn, der etwa gleichaltrig war, und so hatte ich eine Zeit lang einen neuen Spielkameraden, was ich wohl hoch eingeschätzt habe; denn zu jener Zeit hatte ich ja nur Schwestern, mit denen es sich offensichtlich nicht gut spielen ließ. Andere Jungen vom Dorf waren als Spielkameraden nur schwer zu bekommen, weil ich der Sohn vom Lehrer war. Suchte ich ihre Nähe, so hieß es oft: Guck mal, da kommt dem Pickel sein Junge. "Pickel", so nannten sie meinen Vater, der Grund ist mir nicht bekannt. Vielleicht hatte mein Vater irgendwo eine sichtbare Warze oder ähnliches, woran ich mich aber nicht erinnern kann. Manchmal konnte ich mit dem Jungen des Bäckers spielen, und ich erinnere mich gerne an den Geruch frischer Backwaren, wenn wir in der Backstube oder im Laden waren. Sonst aber war es für mich schwierig, Freunde zu finden. Eines Tages muß es einen Streit gegeben haben; jedenfalls kam ich weinend nach Hause. Meine Mutter schaute aus dem Fenster. "Warum mußt du auch immer zu diesen frechen Jungen gehen! Bleib hier und spiel mit deinen Schwestern!" meinte sie. Doch ich war da anderer Meinung. Ich schaute zu ihr hoch und rief: "Warum hab ich denn kein Brüderchen!". So war ich wohl froh in der Zeit, da

die polnischen Erntearbeiter, ihr Aufseher und sein Sohn da waren. Wir waren oft zusammen. Sein Vater wußte ein herrlich schmeckendes Bier zu brauen; es war dunkelbraun, fast schwarz und schmeckte süß. Wir Jungen durften es auch mal probieren.

Eines Tages ging ich mit ihm auf das Rübenfeld hinaus. Viele Arbeiter waren dabei, die Zuckerrüben zu ernten. Die einen hatten Eisengabeln mit recht kurzem Griff; die stachen sie neben der Rübe kräftig in den Boden, drückten mit einer Hand die Gabel um, faßten mit der anderen die Rübe am Kraut, zogen sie aus dem Boden und warfen sie neben sich. Wieder andere nahmen diese Rüben hoch, schlugen mit scharfem, sichelähnlichem Werkzeug das Kraut ab und warfen sie auf Haufen. Gleichmäßig verteilt sah man auf dem Feld die Rübenhaufen und die Blätterhaufen. Beim Rückwärtsgehen bin ich dann über so einen Haufen gestolpert und fiel so unglücklich hin, daß der Daumen meiner linken Hand auf die messerscharfe Schneide einer solchen Sichel aufschlug. Der Schrecken war groß, denn augenblicklich begann es aus dem Daumen stark zu bluten. Schon tropfte das Blut auf den Boden, und ich erschrak sehr, weil das Bluten nicht aufhören wollte. "Piß drauf, Wolfgang, du mußt draufpißen, schnell!" rief der Junge des Aufsehers. Ich tat es ohne lange zu zögern und pißte tatsächlich auf den immer noch blutenden Daumen. Es hat furchtbar gebrannt, und ich weiß nicht, wovor ich mehr erschrocken bin. Aber das Brennen legte sich bald, und das Bluten hörte auf. Was danach kam, weiß ich nicht mehr. Seitdem habe ich am linken Daumen eine Narbe, die so gut verheilt ist, daß man sie beim flüchtigen Hinsehen kaum erkennen kann.

Als die Erntezeit vorbei war, zogen die Polen wieder ab, und ich verlor meinen Spielkameraden. Die Baracke dicht an unserm Zaun war wieder leer, und wenn ich hinüberschaute, sah ich nur das Bauerngehöft. So ein Gehöft bestand aus mehreren Gebäuden. Da war zunächst einmal das Wohnhaus, das von zwei oder gar drei Seiten mit einem Garten umgeben war. Dem Wohnhaus gegenüber in respektabler Entfernung lag die Scheune mit ihren großen Toren; hier wurden das Heu und die Getreidegarben gelagert. Zur Erntezeit wurde die Dreschmaschine durchs hohe Tor in die Scheune gefahren; es war ein großer Kasten mit einem großen Rad. Vor der Scheune stand eine Dampfmaschine und verbunden war beides mit einem langen und kräftigen Lederriemen. So wurde damals gedroschen, und das Getreide fiel aus der Maschine in angehängte Säcke. Die Körner wurden auf den Getreideboden verbracht; der befand sich in jenem Gebäude, das seitlich lag zwischen Wohnhaus und Scheune. In ihm war auch das Kleinvieh wie Gänse, Enten, Hühner, Puten und Schweine sowie ein Teil der Maschinen untergebracht. Diesem Gebäude gegenüber lag der Stall, in dem die Pferde und Rinder standen. Hier befand sich auch zumeist die kleine, bescheidene Wohnung für den Schweizer, jenem Arbeiter, der für das Großvieh zuständig war. Seine Hauptsache war natürlich das Melken. So bildete das Bauerngehöft ein Quadrat, bestehend aus je einem Gebäude auf jeder Seite, und mitten drin erhob sich ein riesengroßer Misthaufen. Da weder die Wege noch die Zufahrten geteert oder irgendwie befestigt waren, gab es bei anhaltend nasser Witterung überall einen unbeschreiblichen Dreck, und tiefe Spuren zeichneten sich überall dort ab, wo Fuhrwerke gefahren waren.

Des öfteren schickte mich meine Mutter zu einem solchen Bauern, um Eier zu holen. Es war für mich jedesmal ein Weg voller Angst; denn auf diesem Hof tummelte sich eine große Schar von Gänsen. Als sie mich kommen sahen, vollführten sie ein Geschrei, und einige begannen, auf mich zuzulaufen mit weit vorgestreckten Hälsen und Schnäbeln. Da nahm ich Reißaus und versuchte, von der anderen Seite ans Haus zu kommen, oder ich nahm meine Zuflucht durch den Garten. Da ich aber nie wußte, wo sich die Gänse gerade aufhielten, war jedes Eierholen für mich mit einer unbeschreiblichen Angst vor diesen Viechern verbunden.

Einmal spielte sich vor dem Bauerngehöft in unserer Nachbarschaft ein Drama ab. Elektrische Drähte, die über Holzmasten zum Bauernhaus verliefen, endeten an der Rückwand der Stallmauer. Dort waren große Isolatoren angebracht, um die sich die einzelnen Drähte schlangen. Da sah ich, wie ein Storch geflogen kam und sich auf einem der stromführenden Drähte niederließ. Eine Weile saß er regungslos da, dann begann er seine Flügel weit zu öffnen und zu schlagen. Plötzlich sah ich so etwas wie einen kleinen hellen Blitz, gleich darauf eine Stichflamme und mit brennendem Gefieder stürzte das Tier tot zu Boden.

Unser Nachbar zur anderen Seite war Pfarrer Mionskowski. Sein Pfarrhaus stand gegenüber der Kirche. Um in sie zu gelangen, brauchte er nur die ungeteerte, oft staubige Dorfstraße und die Gleise der Kleinbahn zu überqueren. Soweit ich mich erinnere, trug er stets jene lange, schwarze Soutane, die bis zu den Schuhen reichte und auf dem Kopf ein gleichfarbiges Barret mit drei aufrechten Stegen. Hinter

seinem Pfarrhaus lag ein kleiner Park mit recht großen Bäumen, einigen Büschen und einem kleinen Teich, der fast immer mit "Entenflott" bedeckt war, einer grünen, auf dem Wasser schwimmenden organischen Masse, die dem Moos im Walde im Aussehen glich und von Enten gerne gefressen wurde. Hier im Park erging sich Hochwürden; ich habe ihn öfters gesehen, wie er mit einem aufgeschlagenen Buch in der Hand auf und ab ging, um das Brevier zu beten, jener frommen Übung, die allen Geistlichen von der Kirche auferlegt ist und aus den verschiedensten Gebeten, Anrufungen, Bitten und Psalmen bestand. Auf diesem Grundstück befanden sich noch weitere Nebengebäude, die darauf schließen ließen, daß die Vorgänger wohl auch etwas Landwirtschaft betrieben hatten.



Das Pfarrhaus in Groß - Lesewitz

Das größte der Nebengebäude sah aus wie eine Scheune. Ich lernte sie näher kennen, als für mich der ‚Weiße Sonntag‘ kam. Ich war sieben und durfte zum ersten Mal mitgehen zum Tisch

des Herrn. Doch lange davor begann die Vorbereitung: Gebete und vor allem Antworten auf so viele Fragen wie zum Beispiel "Wozu sind wir auf Erden?" mußten auswendig gelernt werden. Dafür gab es extra ein Büchlein, in dem all das fein säuberlich zu lesen stand. Da ich zum Ende des ersten Schuljahrs das Erlesen von Texten schon recht gut konnte, machte es mir keine Mühe, in diesem Katechismus zu lesen.

Als mein Festtag kam, zog mich meine Mutter besonders schön an. Ich trug eine kurze Hose, ein Hemd und darüber ein Jäckchen, alles in weißem Leinen mit grün bestickten Randverzierungen; in der Hand trug ich eine langstielige blaue Iris. An die Feierlichkeiten in der Kirche kann ich mich gar nicht mehr erinnern; auch nicht, wie es zu Hause weiterging. Ich weiß nur, daß ich eine Tafel Schokolade und ein großes Fünf-Reichsmarkstück geschenkt bekam. In Erinnerung blieb mir aber der Nachmittag jenes Tages. Alle Kommunikantenkinder trafen sich vor dem Pfarrhaus. Pfarrer Mionskowski erschien und ging mit uns über den Hof zur Pfarrscheune. Wir stiegen nacheinander eine schmale, einfache, hölzerne Treppe hinauf und kamen in einen langgestreckten Raum; unter dem Dach war ein Gewirr von dicken Balken, die Weite des Raums wurde immer wieder unterbrochen von mehreren vierkantigen Hölzern, die das Gebälk stützten, und der Fußboden bestand aus dicht gefügten, glatten Brettern. Er sah so sauber aus, daß man auf ihm hätte essen können. Dieses viele Holz machte den Raum licht und hell. In der Mitte stand ein langer, gedeckter Tisch; Kuchen und Gebäck waren aufgelegt und wir setzten uns. Ob es Stühle, Bänke oder Hocker waren, weiß ich nicht, ich sah nur den Tisch mit all den leckeren Sachen darauf. Unser Pfarrer

saß mitten unter uns. Wir ließen uns das Gebackene schmecken und tranken Kakao dazu, nur wir Kommunionkinder und unser Pfarrer. An diesem Nachmittag waren wir so etwas wie eine eingeschworene Gruppe. Als er uns dann später nach Hause entließ, gab es noch eine Überraschung: An der Seite einer jeden vierkantigen Holzsäule stand eine schmale, hohe und runde Dose. Diese Blechdosen waren gefüllt mit in Papier gewickelten Bonbons, und jeder von uns durfte zum Abschied soviel in die Hosentaschen stopfen oder in den Händen mit nachhause tragen, als er fassen konnte.

Außer der katholischen Kirche befand sich am Ortsausgang von Groß-Lesewitz in Richtung Marienburg noch ein Gotteshaus, das ebenfalls einen Kirchturm besaß. Das Innere habe ich nie gesehen, und soviel ich weiß, soll dies eine evangelische Kirche gewesen



Gedenktafel für die Pfarrer von Groß-Lesewitz von 1864 bis 1961 an der Kirchenmauer

sein, genauer gesagt eine mennonitische. Die Mennoniten waren Anhänger einer Sekte, die aus dem Protestantismus entstanden war. Deren Vorfahren, vorwiegend Holländer, hatte man im 17. Jahrhundert in den Großen Werder geholt, da sie sich nicht nur im Deichbau sondern auch im Entwässern von Sumpfgebieten auskannten. Der Große Werder, zwischen den Flüssen Mottlau und Nogat gelegen, ist Marschland, und die Mennoniten haben es verstanden, dieses unter dem

Meeresspiegel gelegene Land durch Anlegen von Gräben, Kanälen und Schleusen zu entwässern, um es für den Ackerbau und eine Besiedlung nutzbar zu machen.

Obwohl ein Bauerndorf besaß es dennoch drei Schulgebäude. Von außen sahen sie fast aus wie größere Wohnhäuser, denn in jedem Gebäude befanden sich ein großer Klassenraum und die Wohnung für den Lehrer und seine Familie. In dem Schulgebäude neben dem katholischen Pfarrhaus wohnte der Lehrer Günther Kuhr mit seiner Frau Johanna und "seinen vielen Kinderchen; wie die Orgelpfeifen, eines so schön herausgeputzt wie das andere.....", meinte eine alte Frau viel später, als ich nach vierzig Jahren für ein paar Tage die Orte meiner Kindheit wieder besuchte und mit dieser Frau ins Gespräch kam; sie war dort geblieben und nicht auf die Flucht gegangen.



Mutti auf der Haustreppe mit Brigitta, Wolfgang, Ursula in Groß-Lesewitz

Die Wohnung dieses Schulhauses erreichte man von hinten über eine Außentreppe. Einen richtigen, erdtiefen Keller gab es nicht, dafür war der Grundwasserspiegel zu hoch. Wasser kam aus einer Handpumpe vor dem Haus. Wenn man die Treppe hinaufging, kam man in einen kleinen Flur, von dem aus eine zweigeteilte Treppe zu den oberen Zimmern führte: das waren zwei Kinderzimmer, das Dienstmädchenzimmer und das elterliche Schlafzimmer. Links des Flurs lag das Wohnzimmer, in dem ein brauner Kachelofen stand. Vom Wohnzimmer gelangte man in ein kleines Zimmer, das ein sogenannter gefangener Raum war, weil man ihn nur über das Wohnzimmer erreichen konnte. Am Ende des Flurs lag die Küche.



Nach 42 Jahren immer noch dieselbe Haustreppe mit dem gleichen Geländer; nur die Bewohner sind andere: eine polnische Familie bewohnt dieses Haus, das längst keine Schule mehr ist.



Vorderansicht vom Schulhaus in Groß-Lesewitz. Rechts das Küchenfenster; links vom Eingang befand sich der Klassenraum.

Dort am Küchenfenster stand Papa oft in den Pausen, aß sein Pausenbrot und schaute auf den Schulhof hinunter zu den Schülern. Einige hielten sich gerne im großen Sandkasten auf, so auch „Schucker-Lottchen“, ein Kind, das zur Klasse gehörte, geistig behindert war und von einigen Mitschülern oft gehänselt wurde. Dort sagten die Leute: „Du bist ja meschukke“, was soviel besagte: Du bist ja verrückt.

Unweit dieses Schulhauses stand die zweite katholische Schule; sie bestand ebenfalls aus einem einzigen Klassenraum, der die restlichen Volksschuljahrgänge aufnahm, und in der Wohnung wohnte Lehrer Jaskulski, der mit seiner Frau ebenfalls mehrere Kinder hatte. Da Familiennamen mit der Endung –ki den Verdacht polnischer Abstammung auslösten, ließ Lehrer Jaskulski unter der Naziherrschaft seinen Namen ändern und nannte sich fortan Jansen. Die beiden

Schulgebäude lagen nicht weit auseinander, und so sahen sich nicht nur die Eltern des öfteren, sondern auch die Kinder

Mechthild war eines der Jansenkinder, und ich kann mich aus einem ganz bestimmten Grund noch gut an sie erinnern. Bei uns an der Schule hatten Maurer einen Müllkasten aus Backsteinen gemauert, der aus zwei getrennten Kammern bestand. Der Kasten war zwar fertig, aber die hölzerne Abdeckung mit Klappdeckeln fehlte noch; wahrscheinlich konnte der Zimmermann diese nicht so schnell anfertigen und liefern. Also deckten die Maurer für die Übergangszeit den Kasten mit alten Brettern ab, die voller langer, verrosteter Nägel waren. Uns Kinder hat das nicht gestört; wir hatten ein neues Spiel entdeckt: Auf den Kasten klettern, Anlauf nehmen und runterspringen. Eine Weile ging es gut und machte uns viel Spaß. Dann wollte ich Anlauf nehmen, doch Mechthild stand mir im Weg, und während ich rief: „Mechthild, geh weg!“ ging ich ohne zurückzuschauen weiter rückwärts, merkte nicht, daß ich den Kastenrand erreicht hatte, fiel rücklings an der Kante herunter und blieb mit der rechten Wade an einem dieser rostigen Nägel hängen. Mein Kopf hatte den Boden noch nicht erreicht, und so hing ich da wie aufgehängt an einem Fleischerhaken. Mechthild stand oben an der Kante und schaute erschrocken zu mir runter. Ich zappelte und rief ihr mehrmals zu: „Mach mich los! Mach mich los!“

Doch starr vor Schreck drehte sie sich plötzlich um und war verschwunden; sie war nachhause gelaufen. Irgendwann hatte mein Zappeln Erfolg; die Wade löste sich vom Nagel, und ich fiel zu Boden. Was dann kam war schmerzhaft und langweilig: Irgendwo hat irgendein Doktor die weit aufklaffende Wunde geklammert und verbunden, und ich mußte einige Tage das Bett hüten. Mutti hatte es ans Fenster geschoben, so konnte ich

wenigstens sehen, was sich draußen so tat. Später bekam ich ein Bauernhaus aus Holz geschenkt in der Art, wie es Puppenstuben gab; dazu zwei wunderschöne Pferdchen und einen Leiterwagen, auf dem richtige kleine Milchkannen mit abnehmbaren Deckeln standen. Heute noch finde ich, daß sie eine meiner liebsten Spielsachen waren, weil so lebensecht, und weil ich mit ihnen richtig spielen konnte: den Wagen beladen, die Pferde ein- und ausspannen, den Wagen bewegen, die Milchkannen füllen und leeren und was es sonst noch alles auf einem Bauernhof so zu tun gab.

Offensichtlich kamen mein Vater und Herr Jansen auch als Kollegen gut miteinander aus. Aber da gab es im Dorf ja noch eine dritte Schule; sie lag hinter der katholischen Kirche und war für die evangelischen und mennonitischen Kinder bestimmt. Der Lehrer hieß Schindler und war Mitglied der SS, jener berüchtigten Gruppierung des Hitlerregimes. Mein Vater war nicht einmal Mitglied in der NSDAP, der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei. Während Pfarrer Mionskowski den sonntäglichen Gottesdienst abhielt, drangen gut hörbar Parolen und Marschlieder aus dem Radio ins Kircheninnere; Lehrer Schindler hatte seine Fenster weit geöffnet und seinen Volksempfänger auf höchste Lautstärke gestellt. Natürlich waren alle drei Lehrer in ihrer Berufsausübung gleichberechtigt; aber einer von ihnen mußte eine schulleiterähnliche Funktion übernehmen, um Anordnungen weitergeben zu können, die von höherer Stelle kamen. Diese Funktion bekam selbstverständlich Lehrer, SS-Mann und NSDAP-Mitglied Schindler übertragen, und so konnten Reibereien nicht ausbleiben. Der politische Druck auf meinen Vater wurde immer stärker; das weiß ich von meiner

Mutter, und sie erzählte mir auch, daß Schindler einmal meinen Vater während des Unterrichts aufgesucht hatte.

Er hätte sich aufgespielt und sich unmöglich benommen; in SS-Uniform sei er erschienen. Da habe mein Vater ihn am Kragen gepackt und vor die Klassentüre gestellt. Daraufhin seien der Druck auf ihn und die Schikanen so stark geworden, daß er gesagt haben soll, es sei um einiges leichter, eingezogen zu werden, das heißt bei den Soldaten zu leben; denn bei der Wehrmacht seien alle gleich.

Und so kam es dann auch. Im September 1939 marschierte die deutsche Wehrmacht in Polen ein. Mein Vater wurde eingezogen und hat den Polenfeldzug als Gefreiter mitgemacht. Später wurde er mit seiner Kompanie nach Frankreich verlegt. Wenn er dann auf Urlaub kam, hat er sich abends manchmal an mein Bett gesetzt und mir vom Krieg erzählt. Einerseits muß ich das spannend und abenteuerlich empfunden haben, andererseits ist kein einziges Detail seiner Geschichte in meinem Gedächtnis hängengeblieben. Ich weiß, daß er für Mutti einen kleinen Ballen echte, französische Naturseide mit farbigem Blumenmuster mitgebracht hatte. Sie erzählte dann, wenn der Krieg aus sei, werde sie sich ein schickes Kleid anfertigen lassen.

Was mich betrifft, so war ich gierig auf Papas Kommißbrot, das er von der Front mitgebracht hatte; es war ein leicht säuerliches, dunkles, kastenförmiges Brot, wie es die Soldaten zugeteilt bekamen. Dazu gab es die Leberwurst in Dosen mit ihrem typischen Geschmack, wie er nur in den Dosen für die Wehrmacht zu finden war. Beides, Kommißbrot und Leberwurst bedeuteten für mich einen Hochgenuß.

Nachdem Hitler auch Frankreich überfallen hatte und besetzt hielt, wurde Vater vom Wehrdienst beurlaubt und kam zu uns



Papa und ich

zurück. An einem Abend, als es schon dunkel war, standen wir beide draußen hinter dem Haus am Gartenzaun und schauten in den Nachthimmel. "Ich sehe einen Stern," sagte ich zu ihm. "Was du da sagst, ist nicht wahr", erwiderte er. In diesem Augenblick fühlte ich mich getroffen und Traurigkeit begann sich in mir auszubreiten; ein Gedanke ließ mich nicht los: Will Papa damit sagen, ich hätte gelogen?

Da nahm er mich ganz nah zu sich, ergriff mit einer Hand die meine und zeigte mit der anderen nach oben in die Nacht. „ Du mußt ein Weilchen nach oben in den Himmel schauen,“ sagte er, „ dann wirst du viele Sterne sehn.“ Und ich tat es und konnte sie gar nicht alle zählen, so viele wurden es.

An einem anderen Tag machte er mit mir einen Ausflug. Er holte sein großes Herrenfahrrad mit den gelben Felgen und der Karbidlampe vorne, setzte mich auf die Querstange, und wir

fuhren los, kamen durch Tragheim, wo er ab und zu hinfuhr, um in der dortigen Schule Religionsunterricht zu erteilen und waren nach sieben Kilometern Fahrt in Marienburg angekommen. Nun ging es zur Nogat hinunter, einem gemächlich dahin fließenden Fluß. Papa wollte mit mir Boot fahren. Während er ruderte saß ich am Bootsende. Wir kamen an eine Stelle, wo wunderschöne Seerosen mit ihren porzellanfarbenen Blüten auf grünem Blatt wuchsen. Ich stand auf, bückte mich und wollte eine davon pflücken. Da begann das Boot zu wackeln und dadurch, daß mein Vater die Ruder losließ, hastig aufsprang, um mir zu Hilfe zu eilen, kam der Kahn in eine bedrohliche Schiefelage. Papa bekam mich zu fassen, wir setzten uns und die Gefahr, umzukippen, war vorüber. "Tu das nie wieder, mein Junge," sagte er, und seine Stimme klang erleichtert.

Mit dem Städtchen Marienburg verbinden sich noch andere Erinnerungen. Einmal ist meine Mutter mit der Kleinbahn dorthin gefahren und hat mich mitgenommen. Sie machte ihre Einkäufe und ich bekam die erste Banane in meinem Leben. Ein andermal gingen wir nach dem Einkaufen noch in die Eisdielen; auch das war ein Erlebnis.

Manchmal fuhr Mutti auch allein nach Marienburg, so zum Beispiel, wenn sie zum Friseur wollte. Wenn sie dann zurückkam, aus dem Zug stieg, der ja vor unserm Haus hielt und mit ihrer schönen und so herrlich duftenden Frisur ins Haus kam, da war ich stolz, eine so schöne Mutter zu haben und liebte sie in diesem Augenblick besonders fest.

Einmal fragte ich sie, ob sie mir auch etwas mitgebracht hätte, was meistens der Fall war; da tat sie erstaunt und meinte, sie sei nicht mehr dazu gekommen, öffnete das Portemonnaie und

gab mir ein Zehnpfennigstück. Ich war reich, ich hatte Geld in der Hand, und ich überlegte, was ich damit anstellen könnte.

Ich hatte einen Plan und machte ihn anderntags wahr. Zu Fuß verließ ich das Dorf, heimlich und ohne jemandem etwas zu sagen. Ich folgte immer den Eisenbahnschienen, denn ich sagte mir: Wo die hingehen, gehts auch nach Marienburg. So wars und nach sieben Kilometern Fußmarsch war ich am Ziel. An vielen Geschäften, die alle in den Laubengängen waren, kam ich vorbei, bis ich jene Eisdiele wiederfand, in der ich mit Mutti schon einmal Eis gegessen hatte. Ich aß für zehn Pfennig und trat dann wieder den Heimweg an. Was danach kam, als ich wieder zu Hause war, weiß ich nicht mehr.

Einige wenige Erinnerungen an meinen Vater habe ich noch, dann wird es dunkel um ihn; ich habe ihn nie vergessen, doch ich hab nie wieder etwas mit ihm erlebt. Ich hab ihn oft vermißt und hätte ihn öfters sehr gebraucht, doch er war nicht mehr da. Danach hab ich nie mehr meine kleine Hand in seine große, beschützende legen können.

Onkel Siegfried, Papas Bruder, war eines Tages zu Besuch bei uns in Groß Lesewitz. Er war ledig, wohnte noch bei seiner Mutter in Danzig-Neufahrwasser, war damals bei der Wehrmacht und hatte zur Zeit Fronturlaub; ich glaube er war im Rang eines Majors. Er war mit seinem Fahrrad gekommen und hatte ein Geschenk mitgebracht: eine Trillerpfeife und ein HALT-Zeichen so, wie es die Polizisten oder die von der Feldgendarmarie hatten. Natürlich wollte ich die Geschenke gleich ausprobieren. Also begaben sich Papa, Onkel Siegfried und ich in den Schulhof. Die beiden bestiegen ihre Fahrräder und fuhren im Schulhof gemächlich Runde um Runde. Ich spielte den Polizisten und hatte meine helle Freude daran, wenn

sie auf mein Signal mit der Trillerpfeife und mein HALT-Zeichen hin stoppen und vom Rad steigen mußten. Darüber hinaus verlangte ich noch ihre Papiere, und das Ganze machte mir und ihnen einen Riesenspaß.

Sonntags nach dem Gottesdienst verspürte Papa manchmal die Lust, nochmals in die Kirche zu gehen, um Orgel zu spielen. Das ging aber nur, wenn er jemanden hatte, der den Blasebalg trat. Und so nahm er mich jedesmal mit. Für mich mit meinen acht oder neun Jahren war das ganz schön anstrengend: Ich mußte immer mit beiden Füßen auf eines der beiden Tretbretter stehen, um so mein ganzes Gewicht einzubringen. War dann das Tretbrett unten, mußte ich schnell auf das andere umsteigen, das jetzt oben stand. Je lauter Papa spielte, desto mehr Luft brauchte die Orgel, und um so mehr mußte ich treten. Wenn er gar alle Register zog, dann ging das nur für kurze Zeit.

Ebenso nur für kurze Zeit war ich auch bei meinem Vater im Unterricht. Ich muß bei ihm in der dritten Klasse gewesen sein. Wie lernten das kleine Einmaleins. Der Siebener war dran, und ich konnte ihn nicht aufsagen, weil er mir gar so schwer vorkam. Vater wurde ungehalten, daß ausgerechnet sein Sohn den Siebener nicht konnte. Er nahm mich am Haarschopf und bewegte ihn in rhythmischer Folge und im Einklang mit dem Aufsagen des Siebeners hin und her: ein mal sieben ist sieben, zwei mal sieben und so fort. Am gleichen Tag hab ich ihn nochmal mit Mutti geübt, und seitdem konnte ich den Siebener aufsagen wie am Schnürchen.

Da mir das Lesenlernen keinerlei Schwierigkeiten bereitete und ich als Zweitklässler schon recht gut lesen konnte, bekam ich zu meinem Geburtstag ein Märchenbuch geschenkt. Ich war enttäuscht; viel lieber hatte ich mir etwas zum Spielen

gewünscht. Aber die äußere Aufmachung des Buches reizte mich dann doch: der Einband war in einem satten Himmelblau und darauf stand in dicken, glänzenden Goldbuchstaben: 'Das goldene Buch', und je öfters ich darin las, um so mehr gefiel es mir.

Soweit ich mich zurückerinnern kann, wurden die Weihnachtsfeiertage in meiner Familie stets in feierlicher Stimmung begangen. Sie liefen jedes Jahr nach gleichem Ritus ab. Am Tag des Heiligen Abends durfte das Wohnzimmer von uns Kindern nicht mehr betreten werden. Wenn das Wetter es zuließ, waren wir draußen, ansonsten in den Kinderzimmern. Wir waren voller Erwartung, und der Nachmittag wollte nicht enden. Wenn wir gerade mal wieder ein Kindermädchen hatten, so erzählte sie uns Geschichten. Dann wurde es draußen dunkel, und wir mußten immer noch warten. Als uns Mutti zum Abendbrot in die Küche rief, wußten wir: Danach gehts los! Die Älteren von uns sagten zum x-ten Mal ihre Gedichte auf, um ja nicht steckenzubleiben. Dann war der lang ersehnte Augenblick gekommen: Papa rief uns ins Wohnzimmer. Wir betraten es fast ehrfürchtig und ohne Lärm, gerade so, wie man eine Kirche betritt. Das Zimmer lag im Dunkel, nur der Weihnachtsbaum erstrahlte mit seinen vielen bunten Kugeln und dem Lametta im Glanz seiner flackernden Kerzen. Wir Kinder stellten uns vor dem Baum auf, die Eltern dahinter. Wir sangen eines der bekannten Weihnachtslieder, danach sagten wir unsere Gedichte auf. Und nun begann Papa, die Weihnachtsgeschichte vorzulesen: "Es begab sich zu jener Zeit, daß Kaiser Augustus.....". Ich weiß nur, daß diese Geschichte stets zu lang war, denn keine zwei Schritte von uns entfernt war die Türe zum Nebenzimmer mit dem Tisch darin, auf dem all die Geschenke für uns lagen; zudem stand sie zur

Hälfte auf, schwacher Kerzenschein fiel auf den Gabentisch, zu schwach, um schon Genaueres ausmachen zu können. Dennoch drehten sich unsere Köpfe regelmäßig dorthin, und ebenso regelmäßig wurden sie von Mutti mit sanfter Hand wieder zum Baum gedreht, während Papa die schier nicht enden wollende Geschichte las.

Als er dann endlich fertig war, sangen wir noch ein Lied, wünschten uns frohe Weihnachten und stürmten zum Gabentisch. Das Licht wurde eingeschaltet, und so konnten wir mit Hilfe der Eltern unsere Geschenke finden, uns freuen und mit ihnen spielen. Auch war es Brauch, daß jeder einen bunten Weihnachtsteller bekam. Allerlei Naschwerk war darin zu finden: Nüsse, Marzipan, Schokolade, Bonbons, Gebäck und ein großer roter Weihnachtsapfel, der dann in die Röhre des Kachelofens kam, dort schmorte, so daß das ganze Haus nach Bratäpfeln roch. Es wurde immer spät am Heiligabend, ehe wir müde und beglückt zugleich in unsere Betten fielen.

Ganz früh am anderen Morgen erwachte ich, als die anderen noch schliefen, ging barfuß und im Nachthemd leise die Treppe hinunter und hinein ins Weihnachtszimmer. Es roch unbeschreiblich gut nach Tannen, Bratäpfeln, Schokolade und Pfefferkuchen. Ein Zauber lag in der Luft, wie er nur zur Weihnachtszeit vorhanden war. Und dann die Freude, als ich meine neuen Spielsachen wiedersah. Sie waren immer noch da, und ich konnte schon wieder mit ihnen spielen.

Einmal bekamen wir Kinder zu Weihnachten einen Schlitten geschenkt. Es war ein ganz normaler Schlitten, auf dem zwei Kinder Platz hatten. Das Besondere daran war, daß zu diesem Schlitten eine lange Peitsche gehörte sowie ein sehr langer Lederriemen, der das Zaumzeug darstellen sollte. - Das hatte etwas mit den großen Pferdeschlitten der Bauern zu tun. So

wie im Sommer die offenen Kutschen der Bauern auf der Dorfstraße zu sehen waren, genauso verhielt es sich im Winter mit den Pferdeschlitten, in denen zwei bis vier Personen bequem Platz hatten, und die als Ein- oder Zweispänner von den Pferden gezogen wurden.

Wir Kinder machten uns oft den Spaß, versteckt hinter einer Hausecke an der Dorfstraße zu lauern, bis wir jenes Schellengeläute hörten, das lauter wurde, näher kam und uns das Herannahen eines Pferdeschlittens signalisierte. Auf gleicher Höhe angekommen, liefen wir behend und leicht geduckt ein paar schnelle Schritte hinter dem Schlitten her, stellten uns dann auf das hintere Ende der Kufen und hielten uns an der langen Stange fest, die sich hinten als Abschluß an fast jedem Gefährt befand. Wir hatten unsere helle Freude, wenn der Bauer uns nicht sogleich bemerkte, und wir so ein gutes Stück als blinde Fahrgäste mitfahren konnten. Manchmal war es auch weniger lustig, ja sogar gefährlich; einmal bemerkte uns der Bauer sofort, der in einer dicken Feldecke eingehüllt war, einen Pelzmantel und eine Pelzmütze trug, so daß nur sein großes, rundes Gesicht herausschaute. An den Händen trug er gefütterte Fäustlinge, und mit der linken Hand hielt er die Zügel. Als er uns bemerkt hatte, schimpfte er; doch als dies nichts nützte, griff er zur Peitsche, nahm sie aus der Halterung und schlug nach hinten, so daß der Lederriemen uns traf. Da war der Winterspaß für dieses Mal vorbei.

Demnach machte es schon Sinn, daß zum Geschenk des Schlittens auch noch eine Peitsche und die Zügel hinzukamen. Da mußte eben Papa das Pferd sein. Draußen am Dorfrand

gleich hinter dem Pfarrhaus, wo ein schmaler Weg in die weiten Felder und zu einem Bauernhof hinaus führte, da wollten wir Schlitten fahren. Papa schnallte sich den langen Lederriemen an die Oberarme und nahm das Zugseil des Schlittens in die Hand. Ich setzte mich drauf, faßte mit einer Hand den Zügel, griff mit der anderen nach der Peitsche, schmalzte mit der Zunge und rief: "Hüh, mein Pferdchen, hüh!" Mein Pferdchen vor mir wieherte, der Schlitten kam in Fahrt, und ab ging es durch den noch unberührten Schnee, auf dem es funkelte, als wären's tausend Edelsteine. Noch heute erinnere ich mich gerne an diese Szene und an Papas Geduld und Ausdauer, mich ein weites Stück über den Schnee zu ziehen.

Es gab da noch ein anderes Wintervergnügen für die Kinder des Dorfes: Es kam mehrmals vor, daß ein Bauer sich bereit erklärte, mit uns Kindern eine Winterreise ganz eigener Art zu machen. Schnell hatte es sich im Dorf herumgesprochen, und viele Kinder warteten mit ihren Schlitten ungeduldig auf den Bauern. Da kam er mit seinem großen Pferdeschlitten und war durch die vielen Glöckchen am Zaumzeug des Pferdes schon von weitem zu hören. Vor der Bäckerei hielt er, und nun fädelt sich ein Schlitten nach dem anderen ein, derart, daß die Leine durch die Sprossen am Schlitten des Vordermanns gezogen wurde. Natürlich kamen die größeren Kinder zuerst dran, da sie ja auch mehr Kraft haben mußten, um ihr Seil festzuhalten und den ganzen Troß dazu, der sich nach ihnen noch anhängte. Endlich konnte die Fahrt losgehen. Im langsamen Trab verließen wir das Dorf und fuhren auf der Straße, die nach Marienburg führte. Draußen auf freier Strecke fuhr der Bauer mit seinem großen Pferdeschlitten plötzlich im Zickzack. Da begannen auch die

kleinen Schlitten, sich zu schlängeln, und je weiter hinten sie waren, um so mehr schlängelten sie. Das war ein Johlen und Gekreische. Da hinten hat's mich einmal arg erwischt; mein Schlitten schlingerte und kippte dann um. Nun lagen wir - eine meiner Schwestern und ich - im Schnee, und die anderen entfernten sich immer mehr von uns. Da galt es, schnell zu handeln: Mit dem Schlitten hinterhergerannt, den Vordermann eingeholt, noch im Laufe schnell das Seil durch dessen Schlitten gezogen, dann auf den eigenen draufgehopt und weiter ging die Fahrt. Es geschah auch, daß die Schlittenkette sich mittendrin löste und dadurch mehrere Schlitten gleichzeitig abgehängt waren. Dann aber hielt der Bauer an, und wir konnten uns alle wieder dranhängen. So ging die Fahrt bis Tragheim, dann drehte der Bauer, und wir erreichten wieder das Dorf. Müde waren wir sicherlich und schön war es auch gewesen.

So hatten wir - wie alle Kinder - unsere Freuden mit dem Winter; aber auch im Sommer gingen uns die Spiele nicht aus. Eines dieser Spiele war schon eigenartig und konnte nur an heißen Sommertagen draußen auf der Dorfstraße vor unserm Schulhaus gespielt werden. Diese Dorfstraße verlief nahezu parallel zu der Durchfahrtsstraße und war im Gegensatz zu jener weder geteert noch sonstwie befestigt. Wenn es regnete, weichte der fette, schwere Untergrund auf und die ganze Straße glich einem Sumpf. Wer sie überqueren wollte, mußte sich diese Überschuhe aus weichem Gummi mit Druckknöpfen anziehen, die es überall in den Schuhgeschäften der Stadt zu kaufen gab; oder er legte einzelne Bretter quer drüber.

Interessant für uns Kinder wurde diese Dorfstraße aber erst nach einigen trockenen, heißen Sommertagen; denn dann verwandelte sie sich in eine knöcheltiefe Staubbahn. Durch die vielen Fuhrwerke und Pferdehufe waren die trockenen Erdklumpen zu Staub zerfallen, der die ganze, lange Straße bedeckte.



Die Dorfstraße, die parallel zu den Gleisen der Kleinbahn verläuft

Jetzt konnten wir unser sonderbares Spiel spielen: barfuß gingen wir in die Straße hinein, hoben unsere Füße nicht an, sondern schoben sie einfach vor uns her. Die Wirkung war großartig: Wir ließen eine große, graue Staubwolke hinter uns, und je schneller wir vorankamen, desto dichter und höher und länger wurde sie. Wir nannten das 'Zugchen fahren' und ahmten dabei das Pfeifen und die Geräusche der kleinen Dampflokomotive nach, die ab und zu durch unser Dorf fuhr.

Wenn wir des Wetters wegen draußen nicht spielen konnten, hatten ich und meine Geschwister einen großen Vorteil: das Klassenzimmer in unserm Wohn- und Schulhaus. Wir hielten uns ab und zu darin auf, spielten 'Lehrer-Schüler', bemalten mit Kreide die Wandtafel oder fuhren Straßenbahn, wenn die Putzfrau die Schultische übereinander gestellt hatte. Dabei durchsuchten wir stets die Ablagen und fanden oft Reste vom Pausenbrot, dick beschmiert mit Butter, Marmelade oder Schmalz. Dieses Bauernbrot schmeckte uns allemal besser als das unsrige.

Einmal war Opa zu Besuch in Groß- Lesewitz.. Er war der Vater meiner Mutter und wohnte in Danzig-Langfuhr, Feldstraße 10, nahe beim Krankenhaus. Den Vater meines Vaters kenne ich nur von Fotos her, da er an meinem ersten Geburtstag verstarb. Der Opa nun machte bei uns eine erstaunliche Entdeckung. Im Flur stand immer noch ein brauner Papiersack, halbvoll mit gelben Erbsen. Den hatte vor Tagen ein Bauer gebracht, der sich dafür bedanken wollte, daß Papa sich mit dessen Kind im Unterricht soviel Mühe gegeben hatte. Dem Opa muß irgend etwas dabei komisch vorgekommen sein. Auf jeden Fall ging er daran, den Inhalt des Sackes genauer zu untersuchen, und er wurde fündig: Unter den Erbsen versteckt lag ein großes, geräuchertes Stück Speck. Das war eine Überraschung, und bald darauf aßen wir zusammen mit Opa am Tisch Erbsen mit Speck .

Eines Tages schickte mich Mutti in den Kolonialwarenladen, der etwas weiter von uns entfernt im Dorf lag. Ich sollte verschiedene Dinge, die auf einem Zettel standen, einkaufen. Das klappte prima. Aber als ich zahlen wollte, war der

Geldbeutel weg. Da bekam ich es mit der Angst zu tun. Ich ließ das Netz mit der Ware im Laden und ging den ganzen Weg langsam zurück, dabei den Kopf stets auf den Boden gerichtet in der Hoffnung, den Geldbeutel zu finden. Doch ich kam bis nach Hause, ohne ihn gefunden zu haben. Weinend trat ich in den Flur, denn Mutti würde schimpfen. Als ich an dem Platz vorbeikam, wo das Einkaufsnetz immer lag, sah ich ihn liegen. Da wurde mir leicht ums Herz; ich freute mich, packte ihn und lief zurück.

Dieser Kaufladen besaß auch einen größeren Raum, in dem ab und zu ein Tonfilm für die Dorfbewohner gezeigt wurde. Eines Abends nahm mich Mutti zu einer solchen Filmvorführung mit. Warum sie es tat, weiß ich nicht, denn es war kein Kinderfilm; vielleicht wollte sie nicht alleine dort hin, und Papa war im Krieg. An den Film kann ich mich nicht mehr erinnern, dafür aber um so mehr an die Wochenschau, die dem Film voranging. Da wurden die deutschen Soldaten im Kampf mit dem Feind gezeigt; Lastwagen, Panzer und Geschütze waren zu sehen. Doch was mir große Angst einjagte, waren die Stukas, die Sturzkampfflugzeuge; zuerst waren sie auf der Leinwand weit weg nur als Punkt zu sehen, dann aber wurden sie bedrohlich größer und lauter, und plötzlich sah es so aus, als würden sie mit ohrenbetäubendem Lärm schnurgrade in den Saal reinfliegen. Vor Schrecken duckte ich mich und suchte Schutz bei meiner Mutter. Ich wollte nie mehr so was Fürchterliches sehen.

Irgendwann einmal schickte mich Mutti zum Pfarrer Mionskowski, denn ich sollte Ministrant werden. Andere Jungen waren auch noch da, und der Pfarrer sprach und

erklärte viel und sagte auch, daß wir eine ganze Menge an Gebeten auswendig lernen müßten und das in lateinischer Sprache. Für die nächste Zeit gabs ganz schön was zu büffeln. Dann kam der Tag, an dem ich zum ersten Mal als Ministrant gekleidet ganz dicht beim Pfarrer und ganz vorne am Altar stehen durfte. Bei der Messe zu ministrieren, das war noch zu früh. Zunächst durfte ich dies nur bei der sonntäglichen Nachmittagsandacht. Das war leicht und eigentlich knieten wir Ministranten nur auf der untersten Stufe des Altars ohne Gebete aufsagen zu müssen; eigentlich nur, damit der Pfarrer nicht so alleine da vorne am Altar stand, sondern von uns Ministranten eingerahmt war.

Trotzdem passierte mir gleich bei meinem ersten Auftritt ein Malheur: Am Ende der Andacht standen wir auf, warteten, bis der Pfarrer die Altarstufen heruntergekommen war und sich gedreht hatte, machten gemeinsam die Kniebeuge vor dem Allerheiligsten, und da geschah es: Während der Kniebeuge, als ganz dicht vor mir der Glockenkranz zu sehen war, ergriff ich ihn, um ihn in die Sakristei mitzunehmen. Ein 'Altgedienter' tuschelte mir etwas zu, und ganz verschämt machte ich kehrt, stellte den Glockenkranz wieder an seinen Platz und ging diesmal als letzter und hinter dem Herrn Pfarrer in die Sakristei.

Bald aber durfte ich bei einer richtigen Messe ministrieren. Das war aufregend. Rechtzeitig schickte mich Mutti los, um pünktlich in der Sakristei zu sein. Ich öffnete die schwere Türe, der Küster war schon da. Die Kleider für uns und den Pfarrer lagen schon bereit auf großen, unglaublich breiten Tischen. Der Raum war erfüllt von Weihrauchduft; alles roch

danach, auch die Kleider. Als die anderen drei Jungen da waren, begannen wir uns anzuziehen. Wir schlüpfen in den roten Rock und zogen ihn über unsere Kleidung. Danach stülpten wir uns das schneeweiße Hemd über, das entlang des Ausschnitts, an den Ärmeln und unten als Abschluß mit schönen Spitzen besetzt war.

Da ging die Türe auf, „gelobt sei Jesus Christus“, erklang es aus unseren Mündern, und prompt kam des Pfarrers Antwort: "In Ewigkeit, Amen." Der Küster - wir nannten ihn Sakristan - half dem Pfarrer beim Anziehen, wir schauten respektvoll zu: zuerst das viel zu breite und viel zu lange weiße und mit Spitzen besetzte Hemd. Danach kam eine sehr lange und auch dicke weiße Kordel, die an ihren Enden mit Quasten versehen war; das war das Cingulum. Es wurde um den Bauch geschnürt und diente dazu, das Hemd auf die richtige Länge und in den gleichmäßigen Faltenwurf zu bringen. Dann nahm er die Stola, eine lange breite Schärpe, und er küßte sie, bevor er sie sich um den Hals legte. Überhaupt, bei allem, was der Pfarrer anzog, murmelte er leise vor sich her; es waren wohl Gebete, denn jedes Kleidungsstück hatte Symbolcharakter und sollte etwas ausdrücken. So zum Beispiel soll das Cingulum, mit dem sich der Priester schnürt, darauf hinweisen, daß man sich in Bescheidenheit und Enthaltbarkeit üben sollte.

Zum Schluß wurde das Meßgewand mit einem einzigen Schwung über den Kopf geworfen so, daß es vorne wie hinten gleichermaßen zu liegen kam. Es war das schönste Kleidungsstück, und wir konnten es ja ganz von der Nähe aus betrachten: kostbare Stickereien, oft noch mit Perlen und farbigen Steinen besetzt sowie silberne und goldene Zierbänder waren da zu sehen. Das Meßgewand und unsere Röcke mußten immer in der gleichen Farbe sein: schwarz für die

Trauer, violett für die Buß- und Fastenzeit, rot für die Feste des Heiligen Geistes und der Märtyrer und weiß für die Hochfeste im Jahr.

Wir vier Ministranten waren gerichtet und standen an der Türe zum Kircheninnern bereit und warteten auf den Pfarrer, der zwar auch schon fertig war, aber auf die Uhr schaute. Es war ganz still in der Sakristei, ich stand da, wie gebannt, war sehr aufgeregt, und mein Herz schlug heftig. Meine Hände hatte ich gegeneinander gefaltet, und ich drückte sie noch mehr zusammen, damit niemand sehen konnte, wie sie vor Erregung zitterten. Ab und zu unterbrach ein Geräusch die Stille, Räuspern und Husten drang aus dem Kirchenschiff zu uns in die Sakristei.

Dann war es soweit. Mit dem Uhrschlag zog der erste Ministrant an einem Band neben dem Eingang; die Glocke erklang, die Orgel ertönte in vollen, mächtigen Akkorden, alle Menschen standen auf, und wir schritten andächtig zum Altar - der Gottesdienst begann. Und während die Orgel immer noch den letzten Winkel der Kirche mit volltönender Musik erfüllte, machten wir gemeinsam mit dem Pfarrer unsere Kniebeuge, der gab seinem rechten Ministranten sein Barret zum Ablegen, schritt mit dem Kelch die Stufen empor zum Altar, stellte ihn mittig auf den Altartisch ab, ging nach rechts, schlug das übergroße, dicke Meßbuch auf und kam die drei Altarstufen wieder zu uns herunter. "Introibo ad altare dei," kam es aus seinem Mund, und wir antworteten gemeinsam in vornüber gebeugter Haltung: "ad deum qui laetifikat iuventutem meam." Das Stufengebet hatte begonnen, und nun mußten wir aufmerksam den Fortgang der Meßfeier verfolgen. Immer wieder gab es für uns Meßdiener etwas zu tun: das schwere Meßbuch von rechts nach links zu tragen, dem Priester die

kleinen Krüge mit Wein und Wasser zu reichen, ein kleines Handtuch bereitzuhalten, zum Trocknen der Finger, Gebete sprechen, ihm zu antworten, wenn er sich zu uns umdrehte mit den Worten: "Dominus vobiscum" -- "Et cum spiritu tuo". Dann waren da öfters mal die Glockenkränze zu bedienen, was gar nicht so einfach war und viel Übung verlangte. Da gab es verschiedene Techniken: Wenn man sie aufnahm und um ihre eigene Achse nach rechts und links drehte, ertönte ein weicher, harmonischer Klang, der im Raum langsam verhallte. Die andere Technik bestand darin, diesen Glockenkranz ein- oder mehrmals in einer Auf- und Abwärtsbewegung zu schütteln; das ergab eher einen kurzen und schrillen Klang, und je heftiger man schüttelte, desto schriller und lauter war der Klang.

Wenn der Pfarrer gar noch Weihrauch brauchte, wie es an hohen Festtagen im Jahr so üblich war, gab es alle Hände voll zu tun. Die Holzkohlen mußten zum Glühen gebracht werden, und man mußte höllisch aufpassen, daß die Glut im Gefäß auch erhalten blieb. Deswegen mußte so ein Weihrauchgefäß ständig in pendelnden Bewegungen hin und her geschaukelt werden. Ein anderer hielt ein kleines Schiffchen bereit, in dem der Weihrauch, das Harz des Weihrauchbaumes lag. Ja, es gab viel zu tun, und alles in allem mußte so ein Ministrant schon einiges wissen und können, um zur richtigen Zeit das Richtige zu tun. Drum war ich auch stolz, schon mit acht Jahren Ministrant sein zu dürfen beim Pfarrer Mionskowski in Groß-Lesewitz.

Dort begann für mich auch die Schulzeit, nur weiß ich nicht mehr genau, zu welcher Zeit und in welchem Schuljahr ich in welchem Schulhaus welchen Lehrer oder welche Lehrerin

hatte. Das hing wohl auch mit dem Krieg zusammen, der ja im Herbst 1939 ausgebrochen war und vor Mai 1945 nicht endete. Mal war mein Vater im Krieg, mal sein Kollege Jansen. Ob der Lehrer Schindler, der gerne in SS-Uniform herumlief, auch mal im Krieg war, weiß ich nicht.

An einige kleine Details aus den Anfängen meines Schullebens kann ich mich erinnern: Das Lesen zu erlernen bereitete mir keine Schwierigkeiten; irgendwann einmal wußte ich, wie es geht, und von da an versuchte ich alle Wörter, die ich zu Gesicht bekam, zu erlesen. Vor allem die Reklamen in und an den Geschäften reizten mich, und wenn Mutti mich nach Marienburg mitnahm, war dies eine willkommene Gelegenheit, mich im Lesen und Erlernen neuer Wörter zu üben .

Bei den Schreibübungen hatten wir die Sütterlinschrift lernen müssen, aber im zweiten Schuljahr kam bereits die Umstellung: Es wurde die Lateinische Ausgangsschrift eingeführt. Damals hatten wir eine Lehrerin, und ich war nicht in der Klasse meines Vaters sondern gegenüber im Schulgebäude des Lehrers Jansen. Ich mochte diese Lehrerin, und sie hat einmal herzlich über mich lachen müssen; das kam so: Am Ende eines Schultages standen wir auf, traten aus den Bänken, um uns zu verabschieden; dabei mußten wir geradestehen. Ob wir dies bereits mit dem sogenannten deutschen Gruß 'Heil Hitler' oder mit dem einfachen 'Aufwiedersehn' taten, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß das Geradestehen bedeutete, Beine und Füße möglichst beieinander zu belassen. Ich probierte es, bekam zwar die Knie zusammen aber nicht die Fußknöchel. Wie wir nun zur Verabschiedung alle so da standen, streckte ich und meinte wohl: "Fräulein Lehrerin, das mit den Beinen versuche ich, aber ich kriege sie nicht zusammen." Da schaute sie erstaunt,

und ihre Blicke wanderten von vorne den Gang zwischen den Schulbänken entlang nach hinten zu mir, und sie betrachtete meine X-Beine, klatschte plötzlich in die Hände und hat so herzlich gelacht, daß alle anderen Kinder und auch ich mitlachen mußten. So endete ein Unterrichtstag durch eine Bemerkung von mir in einer gelösten und heiteren Stimmung.

In dieser Klasse befand sich ein Mädchen, das mir vor allen anderen so gut gefiel, daß ich es immer mal wieder anschauen mußte. Ihre langen, schwarzen und krausen Haare, das schmale, etwas blasse Gesicht und die dunklen Augen, all das berührte mich, und ich fühlte mich zu ihr hingezogen. Ihre Eltern hatten eine Käserei, die sich außerhalb des Dorfes in Richtung Tiegenhof befand. Dieses Mädchen, dessen Name ich nicht mehr weiß, sprach nicht viel, es schien schüchtern zu sein. Ich hatte es lieb und wollte es auch zeigen, aber wie? Da hatte ich einen Plan. Es war Vorweihnachtszeit und bei uns daheim war Mutti schon fleißig dabei, Weihnachtsgebäck zu backen; das wurde dann in großen Blechdosen aufbewahrt. Ich wußte, daß Papa ab und zu davon naschte, und wenn ich gerade dazukam, haben wir beide genascht und freuten uns, nicht erwischt worden zu sein. Da kam mir der Gedanke, eine Handvoll in meine Schultasche unten auf den Boden zu legen. Am andern Tag in der Schule reichte ich dem Mädchen, das ja gleich hinter mir saß, in der Pause etwas davon. Ich tat es heimlich und hoffte, dadurch innigeren Kontakt zu ihr zu bekommen. Doch der Versuch schlug fehl. Sie nahm das Gebäck, aß es, und es schien ihr sichtlich zu schmecken; aber unsere Beziehung wurde dadurch nicht enger. Ich versuchte es noch ein paar Mal, doch sie machte keine Anstrengung, sich mit mir zu beschäftigen; sie nahm von mir nur das Gebäck, das

sie genüßlich aß, ansonsten blieb sie unnahbar. So was ähnliches wie Wehmut schlich sich in meine Gefühle ein, und ich verlor dann wohl auch die Lust, mich für sie anzustrengen.



Die Marienburg – Gesamtansicht vom Nogatufer

Nach dem vierten Schuljahr bin ich dann in die Oberschule nach Marienburg mit der Bimmelbahn gefahren. Nach Schulschluß fuhr aber der Zug nicht gleich zurück; ich mußte mehr als zwei Stunden warten. Da sorgte Mutti dafür, daß ich mich bei einer Familie, die auch ein Kind in der gleichen Klasse hatte, aufhalten konnte. Aber es war eine dunkle und enge Stadtwohnung zwischen vielen Häusern, die Leute waren nicht sehr freundlich, manchmal nicht zu Hause, und so trieb ich mich öfters in dem Städtchen herum, kam dabei außerhalb

der Bebauung in einen kleinen Park mit Büschen und Bäumen. An einer Stelle standen sogar mehrere Tannen und Kiefern, und ich legte mich darunter ins Moos, ließ mich von der hellen, warmen Sonne bescheinen und fühlte mich rundum wohl. Ich mochte diesen harzigen Duft, den die Bäume und der von Nadeln und Moos bedeckte Boden ausstrahlten, wenn die heiße Sommersonne auf sie brannte.

Einmal war diese Oberschulklasse geschlossen in der Marienburg, jenem imposanten riesigen Bauwerk aus der Zeit des Deutschritterordens. Die Wassergräben und die Zugbrücken haben mich beeindruckt; doch am erstaunlichsten fand ich den sogenannten Rempter, einen prunkvollen Saal, dessen Gewölbe nur von einer einzigen Säule getragen wird, die mitten im Raum steht.



Die Marienburg - Westansicht mit Wassergraben

Lange war ich nicht in dieser Oberschule, denn Großes kündigte sich an: Der Lehrer Kuhr wollte oder sollte wohl versetzt werden, so genau weiß ich es nicht. Aber es ist anzunehmen, daß Papa um eine Versetzung gebeten hat im Hinblick auf die schulische Weiterentwicklung seiner Kinder. Ich erinnere mich nur, daß es eine Zeit lang hin und herging und niemand so recht wußte, in welchen Ort wir wohl kommen würden. Einmal hieß es, Papa würde nach Ochsenkopf versetzt werden, ein Ort, der wohl weitab lag und so gräßlich gewesen sein muß wie sein Name; dann hieß es wieder, er werde nach Schüddelkau versetzt. Darüber schienen Papa und Mutti hochofrennt gewesen zu sein, denn Papa dichtete einen Zweireiher und sang dazu: "Wir pfeifen auf den Ochsenkopf, Ochsenkopf, Ochsenkopf und fahrn dafür nach Schüddelkau, jau, jau, jau." Jau ist Dialekt und heißt soviel wie 'Ja'. Das sangen wir Kinder alle mit, hielten uns an den Händen und tanzten in der Wohnung im Kreis herum.

### Im Danziger Land

Aber aus Schüddelkau wurde dann wohl auch nichts, denn wir zogen zwar um, aber landeten ganz woanders: In Östlich-Neufähr, Kreis Danzig-Land. So um die zehn Jahre war ich alt, als wir Groß-Lesewitz im Frühling 1943 für immer verließen und nach Östlich-Neufähr umzogen. Zunächst war nur die Landschaft ganz anders; aber bald sollte sich auch alles andere völlig verändern. Vom Umzug selbst weiß ich nichts mehr; auch ist mir nicht erinnerlich, ob Papa dabei war, oder ob wir ohne ihn umgezogen sind. Das war wohl für ein Kind meines Alters auch nichts Bemerkenswertes.

Statt dessen aber sind ganz andere Dinge in meinem Gedächtnis haften geblieben. Es war die Landschaft, die mich tief beeindruckt hat, weil sie sich so ganz anders darbot als das Große Werder, das platt wie ein Brett, von großen Äckern und staubigen Wegen bedeckt und fast baumlos war. Kopfweiden waren das einzige, was an den vielen Entwässerungsgräben, die das Land durchfurchten, an Buschwerk zu sehen war. Und nun Östlich-Neufähr. Ich will es so beschreiben: Ein Stück Land von etwa neun Kilometern Länge, und ein bis zwei Kilometern Breite. An einer Längsseite fließt die Weichsel, dieser breite und majestätische Strom, die andere Längsseite wird von der



Die Weichsel mit Blick auf Östl.Neufähr

Ostsee begrenzt. An einer der Schmalseiten hat der Strom sich vor langen Zeiten ein Bett gegraben und ist zur Ostsee durchgebrochen; an der anderen hat irgend wann im

achtzehnten Jahrhundert Menschenhand ihm geholfen und die Erdbarriere durchstochen, um den jährlich im Frühjahr gefährlich angestauten Eis- und Wassermassen mit ihrem unvorstellbaren Druck einen Abfluß zu geben.

Wir wohnten also auf einer Insel: im Norden die Ostsee, im Süden die Weichsel, im Westen der Weichseldurchbruch und im Osten der Weichseldurchstich. Letzteren habe ich nie gesehen, aber in der Schule haben wir es so gelernt.



Fischerhaus in Östl. Neufähr

Auf dieser Insel gab es drei kleine Dörfer: Schiewenhorst, Bohnsack und Östlich-Neufähr. Letzteres lag am Weichseldurchbruch, und alle drei sahen sich ähnlich: vom Weichselufer stieg das Land nur geringfügig um wenige Meter an; dieser mit reichlich Sand und wenig Erde vermischte Boden in einer Breite von etwa zweihundert bis dreihundert

48

Metern war bebaut mit kleinen, einstöckigen Fischerhäuschen, die fast alle eine vorgebaute Veranda mit vielen kleinen Glasscheiben hatten. Dazwischen lagen von Bretterzäunen umgebene Gärtchen, unterbrochen von schmalen, verschlungenen Gehwegen.

Eine einzige unbefestigte und staubige Dorfstraße trennte den bebauten Teil der Insel von ihrem Rest, der aus reinem Kiefernwald auf sandigem Untergrund bestand. Gleich am Waldrand erhob sich eine mächtige, viele Meter hohe Sanddüne; sie sollte uns Kindern noch viel Freude bereiten.



Einmal erklommen, fiel das Gelände allmählich ab, und nach etwa einem Kilometer endete der Wald, der im Sommer so licht war, von der Sonne durchschienen wurde und deren Schein in seinem Innern die dichte, filigrane Moosdecke in einem hellen Pastellgrün erstrahlen ließ. Unmittelbar nach dem Waldende türmte sich eine Sanddüne auf, und nochmal eine und dahinter noch eine dritte. Danach war der Blick frei

auf den flach ins Wasser abfallenden Strand mit jenem unvergleichlich hellen und feinkörnigen Sand, wie ihn die Ostsee nun mal besitzt.



Am Ostseestrand von Östlich - Neufähr

Hier von dieser letzten Düne aus schweift der Blick über das Meer und ein Stück Unendlichkeit wird spürbar, wenn sich der Blick am Horizont verliert, dort, wo der Himmel die Erde zu berühren scheint. Im gleichmäßig wiederkehrenden Rhythmus klatschen die Wellen auf den Strand, zischend kehrt die Gischt zurück, verliert sich im Wasser, um erneut als Welle auf den Sand zu rollen und zu verrinnen im Takt der Zeit.

Mutti ließ uns ab und zu mit dem Kindermädchen durch den Wald an diesen herrlichen Strand gehen. Das unaufhörliche Rauschen der See, dieses gleichmäßig wiederkehrende Aufklatschen der Wellen und ihr zischendes Zurücklaufen beflügelten uns derart in unserm Tatendrang, daß wir es mit

dem Wasser aufnehmen wollten: Wir liefen ihm entgegen, stießen Schreie aus, wenn es unsere Beine umspülte und liefen wieder zurück, um gleiches Spiel von neuem zu wagen. Die See mit ihren Wellen und ihrem Strand wurde uns ein lieber Spielgefährte. Ständig entdeckten wir etwas; die Vielfalt der Steinchen, Muscheln und der angeschwemmten Hölzer regte unseren Sammeltrieb an und beflügelte unsere Phantasie. Wenn die See ruhig war, durften wir auch baden. Das klare Wasser und der weiche Sand unter den Füßen sorgten für grenzenlose Badefreuden. Schade, daß wir nie nackt baden durften - es hätte das Vergnügen wohl gesteigert, doch damals war dies nicht schicklich.



Schulhaus in Östl.-Neufähr , Ansicht von Westen

Das Schulhaus in Östl.-Neufähr war das einzige, zweistöckige Gebäude dieses Fischerdörfchens. Ich hatte es sofort gern, fühlte mich zu ihm hingezogen, da es nach meinem Empfinden

Wärme und Geborgenheit ausstrahlte. Während jenes in Groß-  
Lesewitz ein Backsteinbau war, bestand dieses aus viel  
sichtbarem Holz; dicke, schwarze Balken waren überall zu  
sehen, die waagrecht, senkrecht oder schräg eingebaut waren,  
dazwischen mit Steinen und einem weißen Mörtelputz  
ausgefachte Stellen oder mit dunklen, breiten und leicht  
gewölbten Brettern versehenen Wänden. Die weißen  
Fensterrahmen mit ihren vielen kleinen Glasscheiben machten  
das Gebäude so heimlich, und ich mußte es einfach gern  
haben, zumal es jenen eigenartigen Holzgeruch hatte, den ich  
immer noch in der Nase habe.



Das Schulhaus, von Süden gesehen; unten die Wohnung für den  
Hilfslehrer mit eigenem Eingang rechts

Dieses Haus hatte im Erdgeschoß zwei Schulräume, eine kleine  
Wohnung für den Hilfslehrer und eine separate Haustüre mit  
Treppenaufgang zur Lehrerwohnung. Oben gelangte man in

eine Art Vorraum; das war ein weiträumiger Platz mit zum Teil schrägen Wänden, von dem aus es in die einzelnen Zimmer ging: zum Wohnzimmer, zum Zimmer für das Kindermädchen, in die Küche, in eine Abstellkammer und in eines der Kinderzimmer. Das zweite befand sich auf der anderen Seite der Küche. Zum Schulgrundstück gehörte natürlich ein eingezäunter Schulhof. Der Zaun bestand aus lauter Rechtecken, die aus Balken und Pfosten gefertigt und mit Maschendraht bespannt waren. Auch ein Garten gehörte dazu sowie ein aus Holz gebauter Schuppen, an dessen einer Giebelseite sich die Klos für die Lehrerfamilie und für die Schulkinder befanden. Es waren unvorstellbar primitive Einrichtungen: Hinter Brettertüren befanden sich Kästen aus Holz mit ausgesägten runden Löchern und passenden Deckeln. Alles fiel hinunter in eine schmale, längliche Grube, die von Zeit zu Zeit von einem Mann aus dem Dorf geleert wurde, was dann in der Umgebung ganz schön stank. Hinzu kam im Sommer und an heißen Tagen die lästige Fliegenplage, zumal die Klos nach Süden hin standen.

Meine Mutter war sehr rühlig; schon in Groß- Lesewitz hatte sie auf dem Dachboden Hühner und Enten selbst gezüchtet: in einem Korb voll Stroh legte sie eine Menge befruchteter Eier und setzte eine Henne drauf; beileibe nicht irgend eine, sondern ein Tier, das durch sein eigenartiges Gackern erkenntlich machte, daß es bereit wäre, tagelang auf den Eiern ruhig zu sitzen, um mit seiner Körperwärme diese auszubrüten. Es war drollig, zuzusehn, wie sich plötzlich ein Ei wie von Geisterhand ruckartig bewegte und dies sich solange wiederholte, bis an einer winzigen Stelle die Schale durchbrach und ein kleines, spitzes Schnäbelchen zum Vorschein kam. Nach und nach arbeitete sich dann das Küken aus der restlichen

Eischale. Mutti hatte diese Küken danach noch ein paar Tage am warmen Küchenherd betreut, um sie später bei warmem Sonnenschein zusammen mit der Glucke ins Freie zu bringen.

Hier in Östl.-Neufähr hatten wir große, braune, dicke Hühner. Ich kam gerade dazu, wie ein Mann, den Mutti vom Dorf kommen ließ, diese groß und dick gewordenen Hühner einfing und in diesen Holzschuppen brachte. Da die Türe aufstand, konnte ich sehen, was er mit ihnen machte: Auf einem Spalkklotz schlug er ihnen mit einem Beil die Köpfe ab und warf sie in einen bereitstehenden Weidenkorb. Für Kinder vom Lande war das Schlachten von Federvieh nichts Besonderes; doch eines hat mich dann doch erschreckt: Die Hühner im Korb zappelten noch derart, daß der ganze Weidenkorb zu wackeln begann.



Fischerhaus in Östlich – Neufähr

Unser Dorf war ja ein Fischerdorf, und alle unsere Nachbarn waren Fischer. Einer hieß Dittmann, und sein Häuschen stand gleich am Zaun des Schulhofes. Ich glaube, es wohnten ungefähr fünfzehn Fischerfamilien hier; ihre Fischkutter lagen am Weichselufer, und zu jedem war ein hölzerner Steg gebaut. Sie fuhren zu allen Tageszeiten auf die offene See, warfen ihre Netze aus und kamen mal mit großer, mal mit kleiner Beute heim. Entweder kauften wir unsere Fische unmittelbar nach dem Einlaufen der Boote am Landungssteg, oder wir gingen zum Fischer nachhause. Aber es wurde immer schwieriger, Fisch zu bekommen, je länger der Krieg dauerte. Zudem war



Angler am Weichselufer in Östl.-Neufähr

das Auslaufen der Kutter lebensgefährlich geworden, da die Männer damit rechnen mußten, von feindlichen Jagdflugzeugen angegriffen und beschossen zu werden. Ich habe so einen Kutter gesehen, als er zurückkam: Mehrere

Einschüsse seitlich in den Planken waren zu sehen, und auf Deck neben blutverschmierten Lachen lag einer der Fischer, mit einer Plane teilweise zugedeckt.



Fischkutter am Landungssteg in Östl. Neufähr

Im Dorf gab es auch einige Fischräuchereien. Heringe und Dorsche wurden hier im Holzrauch geräuchert. Mutti hat mich manchmal hingeschickt, um Räucherfisch zu kaufen. Da habe ich dann zusehen können, wie das Räuchern vor sich ging. Ende 1944 wurde auch der Thunfisch, der ja im Mittelmeer gefangen wird, hier geräuchert. Er war sehr dickfleischig und schmeckte vorzüglich, nur war er schwerlich zu bekommen

Etwa hundert Meter vom Schulhaus entfernt, an der Weichsel, war die Anlegestelle für die Dampfer, die von Danzig kamen oder nach Danzig fuhren. Wenn sie bei uns anlegten, um in die Stadt zu fahren, hatten sie schon eine weite Reise hinter sich,

vorbei an den fruchtbaren Niederungen rechts und links der Weichsel, und viele Bauern gingen mit ihren landwirtschaftlichen Produkten an Bord, um sie während der Dampferfahrt an die Passagiere oder später in Danzig auf dem Markt zu verkaufen. Um nach Danzig zu kommen, zweigte der Dampfer kurz vor dem Weichseldurchbruch in einen Seitenarm der Weichsel ab, der durch eine Schleuse reguliert werden konnte. Diesen Seitenarm nannte man Tote Weichsel. Die erste Anlegestelle nach der Schleuse war Westlich-Neufähr.



Eine Fischräucherei in Östl.-Neufähr

Manchmal fuhr Mutti mit dem Dampfer mit, kaufte während der Fahrt Obst und Gemüse bei den Bauern günstig ein, stieg in Westl.-Neufähr aus und ging einen nicht sehr langen Weg über die Schleusenbrücke zu jener Stelle am anderen Weichselufer, die Östl.-Neufähr gegenüberlag. Dieser Ort hieß Plendorf,

besaß eine alte, erdgeschützte Festung aus früherer Zeit, und war zugleich Haltestelle für die Busse von und nach Danzig.

Wenn Mutti nun an jener Stelle am anderen Weichselufer stand, mußte sie eine ganze Anzahl Stufen hinuntergehen bis zu der Anlegestelle des Fährmanns; eine andere Möglichkeit gab es nicht, wieder nach Hause zu kommen. An dieser Stelle hing ein langes, verrostetes Eisenrohr. Daneben pendelte ein dünner Eisenstab. Mit ihm mußte kräftig mehrmals gegen das Rohr geschlagen werden. Der Schall breitete sich über das Wasser aus, und auf der anderen Seite machte sich der Fährmann bereit, meine Mutter zu holen. Er bestieg sein Boot, in dem stand, daß höchstens zwölf Personen befördert werden dürfen und begann mit kraftvollen Ruderschlägen die Weichsel zu überqueren, die hier eine Breite von fünfhundert Metern hatte.



Die ehemalige Fährstelle; von hier setzte der Fährmann über

Wenn der Fährmann gerade nichts zu tun hatte, saß er in seinem kleinen Fährhäuschen und reparierte Stühle. Ich habe ihm ein paarmal dabei zugesehen. Der Raum war gerade so groß, daß er, ich und zwei Stühle Platz hatten. Ein winzig kleiner Eisenofen stand noch in der Ecke und ein Rohr führte durch die Bretterwand nach außen. Er reparierte jene Art von Stühlen, deren Sitz- und Rücklehnenflächen kunstvoll aus gespaltenem Rohrmaterial geflochten waren.

Mutti und ich sind einmal gegen Abend mit dem Bus von Danzig gekommen. Es war stürmisches Wetter, und die Weichsel schlug hohe Wellen. Da kam es schon mal vor, daß der Fährmann nicht mehr übersetzte, weil die Gefahr, zu kentern, zu groß war. Den Leuten, die aus dem Bus ausgestiegen waren, blieb dann nichts anderes übrig, als wieder zur Haltestelle zurückzugehen, um mit dem nächsten Bus eine Station weiterzufahren. Da gab es dann eine Autofähre, die regelmäßig verkehrte. Diese Fähre setzte sie dann nach Bohnsack über, und die knapp zwei Kilometer nach Östl.-Neufähr mußten dann noch zu Fuß zurückgelegt werden.

Aber wir hatten Glück: Trotz starken Wellengangs und hereinbrechender Nacht sahen wir einen winzigen Lichtpunkt und einen dazugehörenden Schatten; mal waren sie zu sehen, mal nicht; je nachdem, ob eine Welle das Boot gerade hochhob, oder ob es sich im Wellental befand. Die Ruderschläge waren nicht zu hören, dafür war der Wind zu laut. Aber jener Lichtpunkt wurde immer größer, je näher das Boot herankam: es war eine Petroleumlampe, die über der Bugspitze schaukelte. Das Aus- und Einsteigen war gar nicht

so ungefährlich, da das Boot von den großen Wellen ständig hin- und hergeschaukelt wurde.

Ich hatte große Angst und bin vor meiner Mutter auf den Bootsboden gekauert. Das Boot war ziemlich voll mit Fahrgästen; einer von ihnen half dem Fährmann, und so ruderten sie zu zweit. Ständig hob und senkte sich das Boot und meine Angst wurde immer größer. Wenn die Welle uns hoch trug, konnte ich das entfernt liegende Ufer ausmachen, und ich sah auch noch etwas die Umrise der Häuser des Dorfes. Aber dann fiel unser Boot runter ins Wellental, und ganz dicht um mich herum sah ich nur Berge von Wasser, und meine Angst wurde übermächtig.

Plötzlich kam Erregung unter den Fahrgästen auf und alle schauten wie gebannt in Richtung des Weichseldurchbruchs. Noch bevor die Motoren zu hören waren, konnten wir sie schon sehen: Im Halbdunkel des Abends sahen sie groß und bedrohlich aus; es waren zwei Schnellboote oder Minensuchboote der Kriegsmarine, die in Strommitte fuhren und ziemlich schnell sich näherten. Nun wurde auch der Fährmann unruhig. Er hob sein Ruder und fuchtelte damit laut schreiend in der Luft herum. Niemand wußte zu dieser Zeit, ob wir in die Fahrrinne der Boote hineinruderten oder nicht. Alle müssen furchtbare Augenblicke durchlebt haben. Ich weiß nur, ich steckte meinen Kopf in Muttis Schoß. Wenig später fuhr ich hoch, aufgeschreckt durch lautes Motoren- und Schraubengeräusch der deutschen Marineboote; einige Meter vor uns kreuzten sie unsere Überfahrt. Wie hohe, graue Mauern fuhren sie an uns vorbei und schlugen zusätzlich noch Wellen. Da war der Spuk vorbei, und der Fährmann brachte uns wohlbehalten ans Ufer.

Ich erwähnte ja, daß ich - als wir noch in Groß-Lesewitz wohnten, schon begonnen hatte, die erste Klasse der Oberschule in Marienburg zu besuchen. Hier in Östl.-Neufähr gab es weit und breit keine Oberschule. Die nächste war in Danzig, doch war ein Besuch wegen ungünstiger Verkehrsverhältnisse nicht möglich. So blieb ich also wieder in der Volksschule und besuchte die fünfte Klasse. Ein älterer Lehrer leitete sie, der Klassenraum lag direkt unter unserem Wohnzimmer, und die Fenster zeigten auf den sandigen Schulhof, der an einer Seite von Fliederbüschen und an der anderen von Weißdorngebüsch umgeben war, in dem wir Kinder im Spätsommer oft saßen und die roten Mehlbeeren aßen.

Dieser Lehrer nun war ein sogenannter eingedeutscher Pole, der der deutschen Sprache sehr wohl mächtig war, sie aber mit dem unverkennbar slawischen, schweren Zungenschlag sprach. Er wohnte in der Hilfslehrerwohnung, die unten im Schulhaus dafür vorgesehen war. Über den Sonntag ist er stets nach Hause gefahren. Er sollte hier Papas Stelle vertreten, denn Papa, der nach dem Polen- und Frankreichfeldzug zwar wieder freigestellt wurde und bei uns zu Hause in Groß- Lesewitz war, wurde wieder eingezogen, mußte wieder als Soldat in den Krieg, nachdem eine ganze deutsche Armee bei Stalingrad von den Russen eingekesselt und zugrunde gegangen war. Viele waren erfroren, an Hunger gestorben oder in Gefangenschaft geraten. Papa mußte aber nicht nach Rußland, sondern kam in die Tschechoslowakei, um als Soldat eines Wachbataillons Gefangene bei ihrer Arbeit zu bewachen. Einmal noch kam er in Östl.-Neufähr auf Urlaub, ehe sich die Ereignisse im Februar

und März 1945 überstürzten. In diesem Urlaub habe ich ihn zum letzten Mal gesehen, und ich war elf Jahre.

Aber von jenem älteren Lehrer, der einen polnischen Namen hatte, der mir nicht mehr einfällt, will ich noch ein Ereignis aus meinem Gedächtnis berichten. Während er die älteren Jahrgänge unterrichtete, mühte sich eine noch recht junge Lehrerin in dem anderen Klassenzimmer mit Kindern der ersten Schuljahre ab. Diese beiden Klassenräume lagen rechts und links des Flurs.

Da klopfte es, unser Lehrer ging hinaus, und wir hörten die erregte und weinerliche Stimme der Lehrerin. Offenbar wurde sie mit einigen Rabauken in ihrer Klasse nicht mehr fertig. Unsere Klassentüre fiel ins Schloß, wir waren allein. Zugleich hörten wir eine donnernde, laute und wütend klingende Männerstimme in der Klasse gegenüber; dann war es still, und schon begannen ein paar in unserer Klasse Unfug zu machen. Plötzlich ging die Türe auf: "Wer hat hier gerade so geschrien? Wer ist vom Platz gegangen?" Niemand meldete sich. Da holte er den langen Rohrstock und begann, die Jungen einzeln vorne über die Schulbank zu legen, um ihren Hintern zu traktieren. Jeder kam dran, ausnahmslos. Als ich an der Reihe war, ging ich nach vorne. Er packte mich am Hinterkopf und drückte mich über die Bank. Ich wehrte mich, richtete mich sofort wieder auf, drehte mich zu ihm um und schrie ihn wütend an: "Ich habe nichts gemacht! Das ist ungerecht!" Daraufhin rannte ich aus der Klasse in den Flur, durch die Verbindungstüre, die den Schultrakt von der Lehrerwohnung trennte, die Treppe hinauf zu meiner Mutter. Sie hörte sich's an, nahm mich bei der Hand, und wir gingen zur Klasse zurück. Mutti hat dann mit dem Lehrer geredet, während ich wieder an meinen Platz ging.

Wenig später änderte sich für mich die schulische Situation; knapp zwei Kilometer von zu Hause entfernt wurde im Nachbarort Bohnsack die erste Klasse einer Oberschule eröffnet. Sie war eine Zweigstelle der Oberschule Danzig, die notdürftig in barackenähnlichen Unterkünften untergebracht wurde. Dort habe ich die erste Klasse vollends besucht als Anschluß an Marienburg, bevor ich dann in die zweite Klasse versetzt wurde. Von meinem dortigen Schulleben, das wegen der bevorstehenden Flucht nur kurz dauerte, ist mir nur eines im Gedächtnis geblieben: die Bastelstunden, in denen wir aus allerlei Früchten, Samen und Zweigen von Waldbäumen Menschen und Tiere fertigten.

Noch ein Erlebnis ganz besonderer Art ist in meinem Gedächtnis haften geblieben: die Gelöbnisfeier des 'Jungvolkes' in Bohnsack. Da im sogenannten 'Dritten Reich', das auch das 'Tausendjährige Reich' hieß, in Wirklichkeit aber von 1933 bis 1945 gerade zwölf Jahre dauerte, alles durchorganisiert war, wurden auch schon die Kinder vereinnahmt und "in den Dienst für Volk und Vaterland" gestellt. So waren die Mädchen im 'BDM' organisiert, im 'Bund Deutscher Mädchen'. Zehnjährige Jungen gehörten zum 'Jungvolk'; später stiegen sie auf zur 'HJ', zur 'Hitlerjugend', um dann in den 'RAD', den 'Reichsarbeitsdienst' überzuwechseln, und später "gemustert" wurden, um bei der Wehrmacht ausgebildet und als Soldat in den Krieg oder an die Front geschickt zu werden. Dort starben sie dann zu Hunderttausenden "auf dem Felde der Ehre" wie es hieß, oder sie "starben den Heldentod", oder "sie gaben ihr Leben für Volk und Vaterland". Und in Zeitungen war in so mancher

Traueranzeige über den Tod eines gefallenen Sohnes oder Ehemannes zum Schluß zu lesen: "In stolzer Trauer".

Nach heutiger Denkweise ist eine derartige Verirrung nicht mehr nachvollziehbar. Aber was eine über Jahre anhaltende Propagandamaschinerie unaufhörlich Tag für Tag in das Volk einhämmerte, zeigte letztlich auch Wirkung.

Bevor ich mich über diese Gelöbnisfeier in Bohnsack auslasse, noch ein Erlebnis vorweg: Es war in Östl.-Neufähr an einem Sonntagvormittag, und alle Jungen des Dorfes waren aufgefordert worden, auf dem Schulhof zu erscheinen. Da standen wir nun schon zum x-ten Mal, um verschiedene Übungen und Anweisungen auszuführen, zum Beispiel Antreten in Reih' und Glied, Durchzählen, Strammstehen auf Kommando, Sichrühren auf Kommando, und der, der diese Kommandos gab, stand vor uns, in Uniform natürlich, mit martialischem Gesicht und scharfem Ton. Wir standen da in unserer üblichen Sonntagskleidung und hätten auch gerne so eine schicke Uniform gehabt; doch die gab's erst bei der Gelöbnisfeier, und bis dahin mußten wir noch einiges üben. Dazu gehörte auch der Gehorsam. Vor versammelter Mannschaft wurde uns klargemacht, was ein Befehl wäre. Ein Befehl käme immer von einem Vorgesetzten und diesem Befehl sei blindlings zu gehorchen. Daraufhin machte der vor uns stehende Ausbilder, einer, der vielleicht sechs oder sieben Jahre älter war als wir, die Probe aufs Exempel; er zog den Lederknoten, der das Halstuch zusammenhielt, ab und warf ihn in den Sand. „ Kuhr, aufheben !“ befahl er. Soviel Unsinn auf einmal war mir dann doch zuviel. „ Nein,“ sagte ich. „ Kuhr, aufheben ! Das ist ein Befehl !“ „ Nein“, sagte ich wiederum

und blieb in der Reihe stehen. Da kam er auf mich zu, packte mich am Genick, drückte und schob mich ein Stück nach vorne, um meinen Kopf an der Stelle in den Sand zu stoßen, wo der Knoten lag. Ich konnte mich losreißen und lief ins Haus. Später erzählte mir meine Mutter, sie hätte eine Vorladung zum ‚Stammführer‘ nach Danzig erhalten. Dort sei ihr unmißverständlich klargemacht worden, daß ein solches die Disziplin zersetzendes Verhalten ihres Sohnes geahndet werden müsse. Erst als Mutti darauf hinwies, daß sie schließlich sieben Kinder habe und der Mann im Krieg sei, habe man es bei einer Verwarnung belassen.

Ich weiß es nicht, aber vielleicht hat Mutti der Not gehorchend und weiblichen Instinkt einsetzend den Stammführer wissen lassen, daß sie ja schließlich sieben Kinder dem Führer geschenkt habe; das Mutterkreuz hatte sie ja bereits verliehen bekommen, aber getragen hat sie es wohl nicht, soweit ich mich erinnern kann.

Dieser Vorfall war wohl bald vergessen, denn bei der Gelöbnisfeier des Jungvolks in Bohnsack war ich auch dabei. Da stand ich nun mit vielen anderen Jungen in einem abgedunkelten Saal, der nur von einigen lodernden Fackeln erleuchtet war. Zum ersten Mal trugen wir die Uniform: schwarze Schuhe, Kniestrümpfe, kurze schwarze Hose, braunes Hemd mit Schlips und Knoten. Und vorne an der Wand hing eine riesengroße Fahne mit dem Hakenkreuz. Mit feierlicher Stimme begann der Vorsprecher: „Ich gelobe“, und wir: „Ich gelobe ...“. Es war ein Schwur auf Hitler, Volk und Vaterland. So genau habe ich den Inhalt nicht verstanden, es schien auch nicht so wichtig zu sein; vielmehr war ich fasziniert von dem feierlichen und spannungsgeladenen Ablauf dieser Veranstaltung. Die Äußerlichkeiten waren es, die mich

tief beeindruckten; das, was meine Augen sahen, meine Ohren wahrnehmen konnten, war so feierlich, daß es mir nicht in den Sinn kam, über Inhalte nachzudenken, schon gar nicht als Elfjähriger.



Mutti mit ihren Kindern in Östl.-Neufähr, wenige Monate vor der Flucht.  
Auf der Rückseite des Fotos vermerkte sie: „Hier fehlt nur die Lieselotte, die hatte, da sie unartig war, von Mutti Haue bekommen.“

Eines Tages kam unerwartet Leben in unser kleines Dorf. Soldaten kamen, viele Soldaten; aber sie hatten nicht die gleiche Uniform an, sie waren Soldaten einer Spezialeinheit, genannt 'Organisation Todt'. Die Truppe baute Brücken, Straßen, Wege, räumte Barrieren weg und war - ganz allgemein gesagt - für das Technische zuständig. Außer Maschinen und anderes Gerät brachten sie auch viele Pferde mit. Diese Organisation hatte die Aufgabe, in Bohnsack

unmittelbar bei der alten klapprigen Autofähre eine Brücke zu bauen. Ich war mehrmals da und hab den Männern bei ihrer Arbeit zugeschaut. Sie bauten eine Brücke, die nur aus Baumstämmen bestand. Von überall her zogen Pferde hunderte von langen Kiefernstämmen aus den Waldstücken ans Weichselufer. Dort lag ein Ungetüm: der Dampfhammer. Damit wurden die aufgerichteten Stämme in den Untergrund der Weichsel gerammt. Wochenlang waren die gewaltigen Schläge bis zu uns nach Östl.-Neufähr zu hören.

Die ankommenden Soldaten hatten sich auf die beiden Nachbardörfer verteilt. Ein Teil kampierte in den Klassenräumen unserer Schule, in der der Unterricht 'vorübergehend' eingestellt worden war. Für ihre Pferde hatten sie im Schutz des angrenzenden Waldes provisorische Ställe gebaut. Jeden Abend kamen die Soldaten mit ihren Tieren von der Waldarbeit und vom Brückenbau zurück in unser Dorf. Etwa hundert Meter von den Ställen entfernt war eine Pferdetränke. Dorthin wurden die durstigen Tiere geführt, nachdem ihnen das Zaumzeug abgenommen worden war, und wir Kinder durften auf dem nackten Rücken der Pferde hin zur Tränke und zurück zum Stall reiten. Ich erinnere mich, daß ein Junge auf ein bestimmtes Pferd wollte, auf das ich auch schon wartete. Kurzerhand nahm mich ein Soldat hoch und setzte mich drauf. Gemächlich trabte der Gaul zur Tränke. Der verärgerte Junge warf irgend etwas dem Pferd hinterher, traf es an den Hinterläufen, und das Tier machte plötzlich einen Satz und rannte im Galopp zur Tränke. Ängstlich griff ich mit beiden Händen in die Mähne, das einzige, an dem ich mich festhalten konnte. So überstand ich den Ritt, stieg bei der

Tränke ab und ging nach Hause, statt zurück zu reiten. Seitdem wollte ich auf keinem Pferd mehr sitzen

Mit den Soldaten kam auch der Krieg näher. Die russischen Armeen stießen immer weiter nach Westen vor. Schreckliche Gerüchte über Willkür und Grausamkeiten der russischen Soldaten kursierten in der Bevölkerung. Russen wurden als Untermenschen oder gar als Tiere bezeichnet. So griff die Angst um sich. Einige Bewohner hatten sich bereits in den Westen abgesetzt. Es waren jene, die dort Verwandte hatten und sich lieber den alliierten Siegern als den Russen ausliefern wollten.

Geregeltes Leben war seit einiger Zeit nicht mehr möglich. Nachts heulten die Sirenen; im Schutz der Dunkelheit versuchten russische Kampfflugzeuge und Bomber das Land zu terrorisieren und zu zerstören. Die Organisation TODT hatte die Holzbrücke in Bohnsack nahezu fertiggebaut, ein Gewirr von Holzstämmen in allen Lagen, und bald sollten Militärfahrzeuge sogar Panzer drüberfahren; doch sie wurde bombadiert und getroffen. Obwohl stark beschädigt, gingen die Männer wieder an die Arbeit und bauten weiter.

Tagsüber war es ratsam, möglichst den Schutz von Bäumen oder gar vom Waldrand zu nutzen, um heil anzukommen, denn immer wieder tauchten ein oder zwei Flugzeuge auf und schossen aus ihren Maschinengewehren auf alles, was sich bewegte. Es war teuflisch: Plötzlich war ein hoher, singender Ton zu hören, der immer lauter wurde, dann in der Tonhöhe stetig abfiel, und schon war das Rattern der Maschinengewehre, kurz MG's genannt, zu hören.

Angesichts dieser häufigen Überfälle aus der Luft bei Nacht und jetzt auch bei Tag begannen die TODT-Männer, für die Einwohner und auch für sich eilends zwei Bunker in die Sanddüne am Waldrand zu bauen. Aus Holzstämmen errichteten sie eine Palisadenwand gegen den Sand: zwei Reihen Stämme in versetzter Anordnung. Das Dach bestand ebenfalls aus einer Lage Stämmen, viel Reisig und einer Menge Moos. Über das ganze kam eine Schicht Sand. Es war mehr ein Unterstand als ein Bunker, aber die Leute und die Soldaten nannten ihn so; zumindest gegen Splitter war er ein sicherer Schutz. Die Fischerhäuschen besaßen keinen Keller auf Grund des recht hohen Grundwasserspiegels, doch wir im Schulhaus hatten einen, weil das Gebäude auf einem aufgeworfenen Hügel stand, der etwa zwei bis drei Meter höher lag als das umliegende Erdreich. Also gingen wir die erste Zeit, als nachts die Bombenangriffe waren, in unsern Keller. Aber das war leichter gesagt als getan. Für Mutti war es fast nicht zu schaffen: Bei nächtlichem Sirenengeheul holte sie die Kinder, die bei ihr schliefen, aus den Betten: "Schnell, zieht euch an, es ist Alarm, wir müssen in den Keller!" und half den Kleinsten in die Kleidung, um dann ganz schnell durch die Küche in das andere Kinderzimmer zu laufen, die restlichen Schläfer zu wecken: "Alarm! Schnell anziehen und in den Keller!". Schlaftrunken kriegten wir das kaum mit, was Mutti uns da gesagt hatte. Kaum war sie draußen, lagen wir auch schon wieder flach, um weiter zu schlafen. Als sie in ihr Schlafzimmer kam, war Gleiches geschehen, und so verstrich einige Zeit, bis alle soweit wach und angezogen waren, daß wir die Treppen runter in den Keller gehen konnten. Zumeist war es dann so, daß die Sirenen Entwarnung heulten, als wir unten angekommen waren.

Als die Bunker fertiggestellt waren, drängten die Soldaten unsere Mutter, mit uns Kindern in den Bunker zu gehen, der sich in der Nähe befand. Doch Mutti sah offenbar die Zeit für gekommen, weitreichendere Entscheidungen zu treffen: Sie beschloß, mit ihren sieben Kindern die Heimat zu verlassen, mit uns auf die Flucht zu gehen. Hastig nähte sie aus Leinenstoff Rucksäcke und versah sie mit Tragegurten aus Stoff; jedes Kind erhielt einen seinem Alter entsprechenden großen Rucksack, nur Siegfried, der Jüngste, erhielt keinen, er war erst zweieinhalb Jahre alt. Sie stopfte sie voll mit allem, was ihr notwendig erschien. Tage später verließen wir die Heimat. Der Fährmann setzte uns über, und mit dem Bus fuhren wir nach Danzig. Dort stiegen wir in die Straßenbahn, fuhren aus Danzig heraus bis Danzig-Neufahrwasser, einem Vorort, der auch einen Hafen besaß. Es hatte sich herumgesprochen, daß ein großes Schiff - die 'Gustloff' - Tausende von Flüchtlingen über die Ostsee ins Innere des Deutschen Reiches bringen werde. Mutti reagierte sofort, zumal wir ja Verwandte in Neufahrwasser hatten: Gleich am Rand des Vororts, angrenzend an einen Friedhof und nahe an der Straßenbahnhaltestelle gelegen stand ein schmuckes Einzelhaus in Fachwerkbauweise und umgeben von einem vornehmen Garten, in dem rechts und links des Eingangs große, weiße Blumenschalen auf langen Säulen standen. Dem Haus vorgebaut war eine größere Glasveranda, die von innen mit vielen weißen, spitzenbestückten Ziervorhängen versehen war. Davor befand sich eine hölzerne, mehrstufige Treppe, die man hinaufgehen mußte, um eintreten zu können. Ich bin meines Wissens nur ein Mal diese Treppe hinaufgegangen, denn sie schien für Verwandtenbesuch, erst recht mit Kindern,

tabu zu sein, weil man beim Eintreten gleich ins Allerheiligste kam, einem Wohnzimmer, das man Salon nannte, mit hochglänzenden Möbeln, auf die man nichts mehr ablegen konnte, weil alles schon voll stand mit Fotos, Souvenirs von Urlauben in Ostpreußen, den deutschen und österreichischen Alpen und Nippsachen. In diesem Haus wohnte Oma Kuhr mit Vornamen Anna, die Mutter meines Vaters sowie zwei seiner Schwestern: Christel, die auch Lehrerin war und Elsa, die keinen Beruf hatte sondern stets bei Oma lebte und sie und das Haus versorgte. Sie hatten noch einen Hund, eine große, nachtschwarze Bestie, die sich stets angekettet hinter dem Haus unter einer Holzterrasse aufhielt und wie wild hin und her lief, ständig an der Kette zerrte, mit seinen weißen Zähnen fletschte und fürchterlich laut kläffte.

Als wir diese Treppe bestiegen, hatte ich große Angst, denn zwischen den einzelnen Stufen war der wütende Hund ständig zu sehen. Wir mußten also diese Treppe hinter dem Haus nehmen, um ins Innere zu gelangen. Die Begrüßung war sehr unterkühlt; man gab sich erstaunt und überrascht zugleich. Mutti bat ihre Schwiegermutter und die beiden Schwägerinnen um Aufnahme in deren Haus, das so klein nicht war, da es einmal Platz für eine Familie mit sechs Kindern bot. Wir wollten nur ein oder zwei Tage bleiben, eben nur so lange, bis sie für uns alle bei der Hafengebörde Passagierscheine hatte, um mit dieser 'Gustloff' fortzukommen.

Es herrschte Ratlosigkeit bei den drei Damen; Oma Kuhr, Ehefrau des inzwischen verstorbenen Prokuristen August Kuhr, beschäftigt gewesen bei einer angesehenen Firma im Hafen von Neufahrwasser, wo mein Vater als frisch gebackener, arbeitsloser Junglehrer die Löhne an die Hafendarbeiter auszahlen mußte, diese Dame mit stets stolz erhobenen Haupt,

ständig damit beschäftigt, einen vornehmen, leicht distanzierten Gesichtsausdruck zu vermitteln, diese Dame, die seit vielen Jahren unersetzliches Mitglied im dortigen Kirchenchor gewesen war und wöchentlich zu den Damenkränzchen ging, die sie auch in ihrem Haus abhielt, wozu die Teilnehmerinnen jedoch die vordere Treppe zur Glasveranda nehmen durften, diese Dame tat sich schwer, die sieben Kinder ihres ältesten Sohnes Günther in ihrem Haus aufzunehmen, und Christel, die viel später mir gestand, daß Günther ihr Lieblingsbruder gewesen sei, machte keinerlei Anstalten, diese eisige Atmosphäre zu brechen. Die Tageszeit war schon weit vorangeschritten; man sah ein, uns notgedrungen für die kommende Nacht zu beherbergen. Christel gab ihrer Schwägerin zu verstehen, daß sie mit ihren Kindern morgen wieder nach Östl.-Neufähr zurückfahren sollte, da sich vor den Toren Danzigs der Krieg entscheiden werde. Nach ihren theatralisch vorgetragenen Worten werde Hitler die Wunderwaffe, von der man sprach, bei Danzig einsetzen, der Sieg werde unser sein, und unsere tapferen deutschen Soldaten würden die Russen vernichtend schlagen und in ihr Land zurückwerfen.

Mutti ging trotzdem am anderen Morgen zur Hafenbehörde, kam enttäuscht, traurig und niedergeschlagen zurück: alle Passagierscheine seien schon vergeben, viel mehr als amtlich zulässig gewesen wäre. Das Schiff sei bereits überfüllt.

So traten wir die Reise nach Östl.-Neufähr wieder an. Ich war froh, dieses kalte Haus in Neufährwasser verlassen zu können. Wenige Tage später kam die Schreckensmeldung: Die Gustloff

war auf hoher See von U-Booten torpediert worden und mit Tausenden Flüchtlingen gesunken.

In Östl.-Neufähr angekommen, war nichts mehr normal. Der Unterricht war ja längst eingestellt worden, viele Einheimische waren geflüchtet und ihre Wohnungen standen leer und offen für jedermann. Die wenigen Bauern in den Nachbarorten waren ebenfalls auf der Flucht. Das restliche Futter für die Tiere hatten sie überall erreichbar im Gehöft verstreut, die Türen der Ställe standen weit auf, das Großvieh war losgebunden, so daß Federvieh, Schweine, Rinder und Pferde freien Auslauf hatten. Ich durfte mal mitfahren mit dem Kommandeur der 'Organisation TODT', die immer noch an der Brücke baute. Es war ein kleiner, leichter, zweirädriger Rennwagen, ein Einspanner mit übergroßen, schmalen Rädern; den hatte er sich samt Pferd von einem der Bauerngehöfte besorgt und fuhr damit zu den Quartieren seiner Leute.

Ein geregelter Alltag war auch für Mutti nicht mehr möglich. Sirenen heulten bei Tag und bei Nacht. Noch entfernt, aber doch schon hörbar machte sich die Artillerie mit ihren Abschüssen und dumpfen Einschlägen bemerkbar. Wir waren sowohl bei Tag wie bei Nacht mehr im Bunker als im Haus. Da kam es uns gerade recht, daß die Gulaschkanone der Soldaten in der Nähe stand; so holten wir immer öfters unser Essen in Schüsseln, Töpfen und Eimerchen bei ihnen. Und immer gab es Fleisch. Es war eine Menge davon zu haben, weil die Rinder brüllend herumirrten. Das Futter wurde immer knapper, und so fingen die TODT-Männer die Tiere ein, schlachteten sie draußen im Wald unter freiem Himmel und

verteilten einen Teil des Fleisches an Einwohner, die noch da waren.

Am schlimmsten traf es die Pferde; diese schlanken, edel aussehenden Tiere hatten schon fast alle Holzbalken des Schulzaunes vor Hunger abgenagt. Dann fielen sie entkräftet auf der Stelle um, und ich sah einige mit ihren aufgeblähten Leibern, die so groß und prall waren wie ein Ballon. Manchmal mußte ein Fahrzeug der Wehrmacht sie mit einer Kette an den Wegrand ziehen, um die Straße wieder frei zu machen.

Eines Nachts heulten wieder die Sirenen - wir hatten auf dem Schulhaus ja auch eine; und wir machten uns auf, um in den Bunker zu kommen. Obwohl wir im Anziehen nun schon etwas geübt waren, reichte die Zeit nicht. Als wir die Haustüre aufmachten, hörten wir das Summen der Flugzeuge, Lichtscheine mehrerer Scheinwerfer strahlten in den Nachthimmel, kreuzten sich und suchten nach feindlichen Flugzeugen. Die Luft war erfüllt von diesem Brummen der Motoren. Als wir über den Schulhof liefen, um den Wald zu erreichen, begann ein lautes Geknatter über uns: die Wehrmacht schoß Sperrfeuer, ein heftiger und lang anhaltender Artilleriebeschuß. Wohlbehalten kamen wir durch die immer wieder erhellte Nacht in den Bunker. Von Petroleumlampen spärlich erleuchtet konnte ich einige Gestalten ausmachen, die schon da waren. Es waren auch Soldaten darunter; das schien anderen Sicherheit zu geben, auch mir. Sie kauerten auf Bänken oder standen mit dem Rücken zur Palisadenwand. Plötzlich war ein durchdringendes, langgezogenes Pfeifen in der Luft zu hören, dann ein dumpfer Aufschlag irgendwo und

gleich darauf ein ohrenbetäubender Knall, der alles erfüllte. Der Bunker zitterte, die Petroleumlampen schaukelten, und von der Decke wie von den Wänden rieselte eine Menge Sand in den Raum. Eine Bombe mußte aufgeschlagen und detoniert sein. Einen so höllischen, alles umfassenden, knallenden Lärm hatte ich bis dahin noch nie gehört. Jetzt wußte ich, wie es ist, wenn eine Bombe detonierte. Es ging durch Mark und Bein, und die Ängste und das Jammern der Anwesenden taten ein übriges, um dieses unbeschreibliche Gefühl der Hilflosigkeit und des Ausgeliefertseins noch zu verstärken.

Dann endlich heulten die Sirenen Entwarnung, und wir konnten uns wieder aus dem Bunker wagen. Doch nun sollte sich bei uns alles verändern. Als wir aufs Schulhaus zuzogen, sahen wir im ersten schwachen Schein des neuen Morgens eine Menge Leute, die aus dem Schulhaus kamen oder hineingingen. Als Mutti mit uns Kindern die Treppe zur Wohnung hinaufstieg, sah ich überall Soldaten, stehend und liegend. Ich ging in unser Kinderzimmer, ich schaute in Muttis Schlafzimmer: Überall das gleiche Bild: In unseren Betten lagen Soldaten und unser Bettzeug war an vielen Stellen blutverschmiert. Ein Soldat sprach mit Mutti: „Ja, liebe Frau, hier können sie nicht bleiben! Diese Schule ist jetzt ein Lazarett!“ Darauf Mutti: "Na hörn sie mal, dies ist meine Wohnung! Mein Mann ist im Krieg und ich wohne hier mit meinen sieben Kindern. Sie können mich nicht vor die Tür setzen. Wo sollen wir denn um Himmels Willen bleiben?" Sie redeten noch eine Weile; es ging hin und her. Endlich, so schien es, hatten sie eine Lösung gefunden. Mutti nahm mich an sich heran und wollte es mir erklären. Ich hatte schon seit einiger Zeit, seit Papa nicht mehr auf Urlaub heimkam und die

Kriegsverhältnisse sich von Tag zu Tag verschlimmerten, so etwas wie die Stelle meines Vaters eingenommen. Weil ich der älteste Junge war, glaubte Mutti in ihrer Not und Verzweiflung, wenigstens manchmal mit mir rechnen zu können. Freilich übersah sie wohl mein noch kindliches Alter, aber an welchen Maßstäben wurde diese Zeit, in der alles durcheinander zu geraten schien, denn überhaupt noch gemessen? Ich war zwar erst elf Jahre, doch war ich auch stolz, eine Aufgabe übertragen bekommen zu haben, die darin bestand, Mutti zu helfen, ihr zur Seite zu stehen und auf die jüngeren Geschwister aufzupassen; vor allem auf den Jüngsten, der ja noch keine drei Jahre alt war. Freilich war das, was in den nächsten Jahren auf mich zukam ungewöhnlich, weil auch die Umstände außergewöhnlich waren. Damit war ich einfach überfordert. Wenn ich zurückblickend mein Leben betrachte, so hatte ich Jahre einer glücklichen Kindheit, die in ihrer weiteren Entwicklung durch Krieg und Flucht jäh und unwiderruflich zuende war. Meine Jugendjahre waren überschattet von der Nachkriegszeit und ihren Folgen: entwurzelt aus gewohnter Umgebung, als Flüchtling gekennzeichnet, ums Überleben kämpfend und sich bescheiden in den einfachsten Dingen des täglichen Bedarfs; das sind denkbar schlechte Voraussetzungen für die Reifezeit eines Jugendlichen. Fehlentwicklungen sind da vorgegeben und können später –wenn überhaupt- oft nur unvollkommen ausgeglichen werden.

Doch zurück zu jener Zeit. Mutti sagte mir, der Sanitäter habe ihr versprochen, wir würden mit dem nächsten Verwundetentransport mitgenommen werden und könnten so Östl.-Neufähr doch noch verlassen, bevor die Russen kämen.

## Verlassen der Heimat

Am anderen Tag nahmen wir unsere Rucksäcke und gingen an die Anlegestelle, die sich ja gegenüber der Schule am Weichselufer befand. Vor dieser Anlegestelle befand sich ein Haus, das erst kürzlich gebaut worden war; es beherbergte die Landfrauenschule. Außen am Haus führte eine lange, vielstufige Betontreppe zu den Kellerräumen. Dort gingen wir hinunter und sollten warten, bis die Verwundeten verladen worden waren. Das sollte Stunden dauern, denn das Verladen mußte immer wieder unterbrochen werden, weil feindliche Flugzeuge vom Himmel mit langgezogenem Heulton herabstießen und MG-Salven abschossen. Oben an der Treppe stand ein Soldat, der mit einem Fernglas den Himmel absuchte, um rechtzeitig zu warnen.

Mir war es anscheinend zu langweilig unten in den Kellerräumen. Ich öffnete die Tür, den Rucksack immer auf dem Buckel und ging die Treppe hinauf. Oben angekommen, sah ich den Soldaten mit dem Fernglas. Plötzlich zog er seinen Kopf ein, schrie laut "in Deckung" und drückte seinen Körper an die Hauswand. Da war wieder dieser Heulton und das Geknatter des MG's. Ich hatte das Gefühl, alle Kraft würde meine Beine verlassen, ich konnte nicht mehr stehen, fiel um und rollte die lange Treppe hinunter ohne irgend eine Verletzung; das hatte ich wohl meinem prall gefüllten Rucksack zu verdanken.

Endlich konnten wir zwischen zwei Sturzangriffen die Kellerräume verlassen, um so rasch wie möglich die Anlegestelle zu erreichen. Da lag ein langer Kahn, gebaut aus

Stahlplanken, ein Oderkahn oder auch Schleppekahn genannt. Mittschiffs war eine große Luke offen und eine provisorische, ganz einfache Holzleiter führte hinunter in den Laderaum. Da mußten wir runter. Weil meine kleinen Geschwister sehr ängstlich waren beim Hinabsteigen, und ich Angst hatte, es würde gleich wieder ein Flugzeug kommen und schießen, herrschte ich sie an, sie sollten sich doch beeilen. Doch ein Soldat, der nahe bei mir stand, konnte noch viel lauter schreien mit markiger und tiefer Stimme: "Hier wird nicht rumgeschrien!". Danach war ich still, und wir suchten im Halbdunkel des großen Laderaums für uns ein Plätzchen für die Überfahrt. Der Kahn war angefüllt mit verwundeten Soldaten, die nur mit einfachen Decken versehen auf dem kalten Boden des Laderaums lagen. An die achtzig bis hundert haben da so gelegen, und es roch nach Blut und Verbandstoff. Inzwischen brach der Abend herein und ein kleiner Schlepper begann, den Kahn von der Anlegestelle zu ziehn. Wir fuhren die Weichsel hinunter durch den Weichseldurchbruch und kamen hinaus auf die offene Ostsee. Ich hatte eigentlich ein gutes Gefühl, denn es war inzwischen Nacht geworden und das Dunkel wurde unser Verbündeter. So konnten uns feindliche Flugzeuge nicht sehen und daher auch nicht angreifen. Während dieser Überfahrt hörte ich unzählige Kanonenabschüsse von Kriegsschiffen: zuerst kam ein kurzer, lauter Knall, danach war ein langes rauschendes Geräusch im Wasser zu hören, das dann mit einem satten, dumpfen Schlag endete. Es wurde Gott sei Dank noch nicht hell, als wir das Ziel erreicht hatten: Hela.

## Hela

Die Halbinsel Hela ist eine etwa dreißig Kilometer lange Landzunge, die in Form eines großen Bogens in die Ostsee hineinragt. Sie ist sehr schmal und mißt an manchen Stellen nur eine Breite von wenigen hundert Metern, ihre größte Breite beträgt drei Kilometer. Ganz am Ende dieser Landzunge liegt ein Fischerdorf, das ebenfalls Hela heißt. Aus militärisch-strategischen Gründen besaß dieses Dorf einen zweiten, besser ausgebauten Hafen, so daß zwei Häfen, die etwa zwei Kilometer voneinander entfernt lagen, zur Verfügung standen: der alte Fischereihafen und der Kriegshafen.

In einem dieser Häfen legte der Schlepper mit unserem Kahn an. Wir verließen das Boot und die Verwundeten und waren nun wieder auf uns allein gestellt. Unserer Mutter wurde gesagt, sie solle sich umhören und herumfragen, von welchem Hafen demnächst wieder ein Schiff mit Flüchtlingen auslaufen würde.

Genau das stellte sich als äußerst schwierig und langwierig heraus. Wenn es hieß: Im Kriegshafen werde verladen, so packten wir unser Bündel, um dorthin zu gehen. Angekommen, hieß es: Wer hat euch diesen Blödsinn erzählt, vorerst findet hier keine Verladung statt; die nächste wäre ganz sicher im Fischereihafen. Also gingen wir den langen Weg wieder zurück. Dabei hielten wir uns stets am Rand von Kiefernwäldern auf, um so Deckung zu haben vor den Kampfliegern, die plötzlich und ohne Vorwarnung am hellen Tag im Sturzflug auf alles schossen, was sich bewegte. Bei diesem Hin und Her kamen wir an vielen Häusern vorbei, die leer standen, weil ihre Bewohner bereits geflüchtet oder mit

Flüchtlingsen vollgestopft waren, die wie wir zwischen den beiden Häfen herumirrten. Einmal kamen wir an einer Bäckerei vorbei und Mutti meinte, vielleicht wäre noch was zu holen; doch ich sah nur eingeschlagene Fensterscheiben und leere Regale; kein Mensch war mehr im Haus. Wenn die Nacht kam, versuchten wir, einen Lagerplatz zu finden. An den Waldrändern standen vereinzelt Holzbaracken; darin haben wir uns eine große Ecke ausgesucht und sie mit Stroh aufgefüllt, das überall in den Räumen herumlag. Wenn es nachts krachte, Bomben in der Nähe fielen oder das Donnern der Geschütze zu hören war, zuckte ich zusammen, igelte mich ein und machte mich ganz klein.

Als der Tag kam, hieß es wieder: Aufstehen und zum Hafen gehen. Wir hatten alle großen Hunger, und ab und zu konnte Mutti ein ganzes Brot organisieren. Wenn wir bei Soldaten vorbeikamen, gab es manchmal auch etwas Warmes aus der Gulaschkanone zu essen. Regelmäßige Mahlzeiten waren ein unerreichbarer Luxus. Unterwegs kamen wir an einem Haus vorbei, das zweistöckig war, obwohl alle anderen hier nur ein Stockwerk besaßen. Ich weiß nicht mehr, ob wir auf Hela nun schon den dritten oder vierten Tag hin und her gependelt waren. Auf jeden Fall meinte Mutti, wir sollten in dieses Haus gehen, vielleicht gäbe es für uns allein einen Raum, wo wir mal etwas ausruhen könnten vom vielen Gehen. Doch als wir ins Haus kamen, merkten wir gleich, daß es bis unters Dach angefüllt war mit Flüchtlingen. Als die uns sahen, murrten einige und meinten, wir könnten nicht hierbleiben, das Haus sei ja jetzt schon zu voll. Mutti meinte: "Wir wollen uns nur ein bißchen waschen". Seit Tagen hatten wir kein Wasser mehr gesehen, und Gesicht und Hände sahen entsprechend aus. Dies ließen die Fremden zu. Danach verließen wir dieses Haus und

machten uns weiter auf den Weg; es hieß nämlich: Im Fischereihafen werde als nächstes verladen. Doch unterwegs ließen wir uns alle ins Unterholz des Kiefernwaldes fallen, den Rucksack über den Kopf, das Gesicht im Sand. So sei man - hatte ein Soldat uns mal geraten - einigermaßen vor den Granaten und Bombensplittern geschützt. In der Luft war plötzlich die Hölle los: Es zischte, krachte und knatterte; dazwischen war das Aufheulen von Flugzeugmotoren zu hören; dann folgte eine laute Detonation. Es war, als würde die Luft zerrissen. Unmittelbar danach war es still. Halbwegs erholt von diesem fürchterlichen Knall gingen wir weiter zum Fischereihafen. Aber wir kamen nicht weit: die Feldgendarmarie versperrte uns den Weg; das war eine Polizeitruppe der Wehrmacht mit der Aufgabe, für Ordnung unter den Soldaten zu sorgen, straffällig gewordene aufzuspüren, Urlaubsscheine zu kontrollieren, zu verhaften und sogenannte 'Fahnenflüchtige' als Deserteure auf der Stelle zu erschießen oder - was vermehrt gegen Kriegsende geschah - am nächsten Baum zur Abschreckung aufzuhängen mit einem Pappschild vor der Brust: "Ich bin ein Vaterlandsverräter".

Diese Gendarmen ließen uns nicht weitergehen; sie meinten, hier werde heute bestimmt nicht verladen, denn der Fischereihafen sei bombardiert worden. Wir sollten es im Kriegshafen versuchen. Also das Ganze zum x-ten Mal zurück. Für Mutti muß es niederschmetternd gewesen sein. Woher nur - frage ich mich heute - hatte sie die Kraft genommen, nicht aufzugeben, nicht zu resignieren?

Wir kamen bei diesem Rückmarsch wieder an jenem Haus vorbei, in dem wir uns eigentlich ein bißchen ausruhen wollten, und das wir auf Drängen der anderen, die sich schon vor uns

drinnen aufgehalten hatten, nach dem Waschen wieder verlassen hatten. Doch dieses Haus gab es nicht mehr. Statt dessen sahen wir einen rauchenden Trümmerhaufen, auf dem eine junge Frau suchend herum lief, bekleidet mit einem langen, schwarzen Mantel, der offen war und ein weißes Nachthemd darunter erkennen ließ; sie irrte verzweifelt umher und rief nach ihrer Mutter. Immer wieder war es zu hören: "Mama, Mama, wo bist du?"

Wir gingen weiter, Mutti war dem Verzweifeln nahe: Seit Tagen pendelten wir nun schon in Hela zwischen den beiden Häfen hin und her und noch immer keine Aussicht, von hier fortzukommen.

Am Kriegshafen trafen wir auf eine Gruppe verwundeter Soldaten, die aber gehfähig zu sein schienen; es sah so aus, als warteten sie auf irgend etwas. Ein Militärfahrzeug, das vorne und an den Seiten das Rote Kreuz draufgemalt hatte, kam näher und hielt in unserer Nähe. Die Männer, die rasch ausstiegen, sahen so aus, als wären sie Sanitäter oder gar Ärzte. Mutti nahm all ihren Mut zusammen, und mit Siegfried, den sie in eine Decke gehüllt auf dem Arm trug, stellte sie sich vor einen dieser Männer hin. Jetzt sah ich, daß sie Armbinden mit dem Roten Kreuz trugen, auch war die Uniform etwas anders als bei den Soldaten; es waren also doch wohl Ärzte. Mutti klagte dem einen ihr Leid: geflüchtet mit sieben Kindern, Mann auch im Krieg, und nun sitze sie hier in Hela fest und wisse nicht, wie's weitergehen solle. "Helfen Sie mir und meinen Kindern!" bat sie inständig und wiederholte ihre Bitte. Der Mann kam einen Schritt auf uns Kinder zu, streichelte einem von uns über den Kopf, lächelte und seine Augen sahen gut aus. Dann sagte er zu Mutti gewandt, indem er die Decke

zurücknahm und Siegfried anschaute: "Liebe Frau, ich werde Ihnen helfen," und während er in die Tasche seines Uniformrocks griff, einen Block und etwas zum Schreiben hervorholte, fügte er hinzu: "Ihr Kind hat eine Lungenentzündung."

Mutti antwortete erschreckt: "Aber nein, um Gottes Willen, das fehlte ja noch; mein Kind ist Gott sei Dank gesund!". Darauf der Arzt: „Ja, ja, ist ja gut, liebe Frau; wie heißt ihr Kind?" "Siegfried, Siegfried Kuhr". "Gut, dann schreibe ich Ihnen jetzt ein ärztliches Attest, daß Ihr Kind Siegfried an akuter Lungenentzündung erkrankt ist". Und der Arzt in Uniform schrieb, riß den Zettel aus seinem Block und gab ihn Mutti. "Mit diesem Zettel gehen Sie da vorne durch die Sperre. Da werden zur Zeit Verwundete verladen. Mit diesem Attest wird man sie durchlassen."

An der Sperre standen wieder die von der Feldgendarmerie; man nannte sie auch 'Kettenhunde', weil sie ein Metallschild auf der Brust trugen, in das 'Feldgendarmerie' eingraviert stand und von einer massiven Metallkette um den Hals gehalten wurde.. Mutti zeigte das ärztliche Attest. "In Ordnung," sagte einer von ihnen, "Sie können passieren".

Jetzt hatte ich das Gefühl, daß es irgendwie weitergehen würde; Hoffnung kam wieder auf. Wir mußten die Straße noch ein Stück zuende gehen, daran schloß sich ein hölzerner Landungssteg an. Er war ziemlich lang, ich schätze so an die achtzig Meter. Etwa fünf bis sechs Meter war er breit, aber nur zwei Meter waren begehbar. Der restliche Teil war mit Toten bedeckt, die übereinandergelegt worden waren bis zu einer Höhe, die etwas über meinem Kopf lag. Das Ganze war mit Zeltplanen abgedeckt, doch die Seiten waren offen, und ich sah nur Tote in Uniformen; bei einem, an dem wir vorbeigingen,

hing ein Arm herunter und ich konnte an seiner Hand den goldenen Ehering erkennen, wie ihn auch mein Vater immer trug. Heute denke ich: Zwei Meter hatte man den Lebenden gelassen, drei bis vier Meter waren den Toten vorbehalten.

Am Ende des Landungsstegs angekommen, bestiegen wir einen Dampfer, und Mutti erkannte das Schiff sofort und erzählte uns, daß dies ein Ausflugsdampfer gewesen sei, mit dem sie und Papa öfters gefahren seien; eine Musikkapelle sei damals an Bord gewesen, und sie hätten bis in die Nacht hinein getanzt; damals sei das Schiff schneeweiß gewesen.....“.

Manchmal kam Mutti ins Schwärmen, wenn sie von Papa und ihrer Zeit mit ihm aus früheren Jahren erzählte.

Aber nun war dieser Dampfer grau angestrichen; überall sah man nur diese graue Tarnfarbe und seine Fracht war eine andere. Mit diesem Dampfer, der keinen großen Tiefgang brauchte und deshalb auch in Hela anlegen konnte, wo die See nicht so tief war, fuhren wir 'auf Reede', das heißt, wir fuhren eine weite Strecke aufs Meer hinaus bis dorthin, wo das Wasser tief war und ein Riesenschiff vor Anker lag und auf uns wartete. Die See war recht rauh, und das Überwechseln vom kleinen Dampfer zum großen Schiff gestaltete sich schwierig und war nicht ungefährlich: auf langen Landungsbrücken, die ausgefahren wurden ging es ziemlich steil hinauf. An den Tauen, die links und rechts befestigt waren, mußten wir uns halten, um nicht wieder zurück zu rutschen. Dann war es geschafft, und wir waren auf Deck dieses großen Schiffes. Ich kann mich noch an den Namen erinnern, der mir so einprägsam erschien: 'Askari'. Ein Bananendampfer war es, hatte zehntausend Bruttoregistertonnen und war ein Riese aus Stahl und Eisen. Es war später Nachmittag und der Himmel war glücklicherweise grau verhangen. Wir suchten uns eine

windgeschützte Ecke auf Deck und fanden sie bei den Schiffsaufbauten. Direkt neben uns gab es einen Wasserhahn, an dem wir später noch oft gedreht haben.

## Überfahrt

Kaum hatten wir uns eingerichtet, da begann es zu nieseln, jener feine Sprühregen wie man ihn von der Küste her kennt. Mutti suchte einen anderen Platz, denn schließlich konnten wir hier oben die herannahende Nacht nicht gut verbringen. Sie fand einen: Wir gingen eine einfache aber recht breite Holzterrasse hinab, die von oben durch eine Luke in einen Verladungsraum führte. Unten angekommen, machten wir es uns gleich hinter der Treppe auf unseren Rucksäcken bequem. Es war der einzige Platz, der noch frei war in diesem weiten und sehr hohen Laderaum, denn alles war belegt mit verwundeten Soldaten, die auf irgend einer Decke, Matte oder sonstigen Unterlage lagen. Es waren mehrere Reihen Verwundeter, die dicht bei dicht lagen, und zwischen diesen langen Reihen war gerade soviel Platz, daß ein Mensch hindurchgehen konnte, ohne auf sie zu treten. Der Geruch hier unten war schrecklich: Es roch nach altem Blut, nach verschmutzten Verbänden, deren Wechsel längst überfällig war und nach faulem Fleisch. Dann hörte ich immer wieder die gleichen Schreie: "Sani, Sani ! Verflucht nochmal, warum kommt denn keiner!" Oder sie schrien mit einer Stimme, die so flehend und bittend klang: "Wasser, Wasser!".

Mutti hielt es wohl nicht mehr aus; sie wollte helfen. Uns Kindern befahl sie, die Feldflaschen der Verwundeten zu holen

und an Deck mit Frischwasser zu füllen. Sie selbst öffnete einen blechernen, braunen Marmeladeneimer, den wir all die Tage mitgeschleppt hatten und den sie daheim randvoll mit Zucker gefüllt hatte. Er war nicht mehr ganz so voll, aber es war noch genug drinnen und sie begann, an die Verwundeten den Zucker auszuteilen. Wir älteren Kinder waren indes beschäftigt, den Verwundeten das Wasser zu bringen, das sie mit großer Gier tranken. Dabei hat mich ein Vorfall besonders berührt. Ich hatte ein paar Feldflaschen - soviel ich tragen konnte - wieder gefüllt und den Soldaten zurückgegeben; zum Schluß hatte ich nur noch eine, stand neben diesem Verwundeten und sagte: "Hier ist ihre Feldflasche.". Doch der streckte keine Hand aus, regte sich auch sonst nicht, und sein Gesicht schien mir starr zu sein wie eine Maske. Da hörte ich die Stimme seines Nachbarn: "Gib sie mir, mein Junge, der braucht sie nicht mehr". Und so gab ich sie dem Nachbarn.

Daß Mutti einen vollen Eimer Zucker mit auf die Flucht genommen hatte, war so außergewöhnlich wie genial. Daheim beim Packen stand sie sicherlich ständig vor der Frage: Was soll ich mitnehmen? Natürlich nur das Notwendigste, denn viel war es nicht, was wir alle miteinander tragen konnten. Was aber zählt zum Notwendigsten? Daß dabei auch rational nicht Erklärbares passiert, wird jeder bestätigen können, der schon mal in ähnlicher Situation stand. So stellte sich bei uns später heraus, daß Mutti außer dem Familienbuch als eines der wenigen Dokumente, die sie einpackte, auch ein elektrisches Bügeleisen dabei hatte und jene französische Seide, die Papa als Geschenk mitgebracht hatte als er auf Urlaub kam. Mit den Jahren war die Seide gealtert und es zeigten sich an den Falten Risse. Der Krieg war längst vorbei, doch ein Ballkleid wurde

nicht daraus, und der Tänzer fehlte immer noch, der die Trägerin damit aufs Tanzparkett führen wollte.

Den Verwundeten unter Deck konnten wir so eine Weile helfen. Jemand von der Schiffsbesatzung muß dann unsere Mutter überzeugt haben, daß das bißchen Zucker für so viele Verwundete nichts nütze und sie ihn lieber für ihre Kinder aufbewahren sollte; sie würde ihn noch brauchen. Von da an blieb der Zuckereimer wieder zu, aber er war nicht mehr so schwer zu tragen.

Das Stöhnen der Verwundeten und die verzweifelten Schreie nach den Sanitätern, vermischt mit den bittenden Rufen aus ausgetrockneten Kehlen nach Wasser, fanden kein Ende, sondern es schien mir lauter zu werden. Plötzlich erhob sich Mutti: "Das kann man ja nicht mehr mit anhören!" und zu uns gewandt: "Ihr bleibt hier unten, bis ich wiederkomme!" sprach's und ging die steile Treppe hinauf. Was sich dann abspielte, hat sie uns später erzählt; ich habe es in meinem Gedächtnis bewahrt und finde, meine Mutter war eine mutige Frau. Mutti ging also auf Deck, öffnete diese und jene Türe, und wenn sie irgend jemanden traf: "Ich suche den Kapitän". Oft war die Antwort: "Der hat was anderes zu tun, als mit ihnen zu reden", oder "der ist für Sie nicht zu sprechen". Doch Mutti ließ sich nicht unterkriegen. Sie suchte weiter, öffnete Tür um Tür, kam dabei auch in den Kabinenteil und fand in mehreren Kajüten einige Zahlmeister; das waren Offiziere, die sich mit dem Sold und den wirtschaftlichen Dingen der Wehrmacht zu beschäftigen hatten, kurz gesagt: sie waren die Vorsteher der militärischen Kassenverwaltung. Diese Herren Zahlmeister saßen in sauberer Uniform in den Kajüten und einige Damen leisteten ihnen Gesellschaft. Als Mutti die Türe aufgemacht habe, seien "diese Weiber" ruhig auf dem Schoß

der Offiziere sitzen geblieben. Sie hätten sich als Krankenschwestern ausgegeben, dabei bestünde die Armbinde nur aus einem weißen Taschentuch, auf das sie mit ihrem Lippenstift ein rotes Kreuz aufgemalt hätten.

Mutti war erzürnt, und sie suchte weiter und traf tatsächlich den Kapitän. Sie berichtete ihm von den Zuständen im Laderaum und in den Kajüten und darauf änderte sich einiges: Sanitäter mit Verbandstaschen kamen herunter, kümmerten sich um die Verwundeten, und wir mußten hinauf und wurden in eine Kajüte verbracht, in der sich fünf dieser Zahlmeister breit gemacht hatten. Die selbst ernannten 'Schwestern' waren verschwunden. In dieser kleinen Kajüte ging es nun sehr eng zu. Gespräche zwischen Mutti und diesen Herren sind mir nicht in Erinnerung geblieben. Offenbar wollten sie sich mit einer solch kämpferischen Frau nicht anlegen. Inzwischen war es Nacht, die Kajüte war nur spärlich beleuchtet, und wir lagen oder hockten, wo gerade Platz war. Müde Kinder brauchen kein weiches Bett, und der vergangene Tag war so anstrengend gewesen, daß wir Kinder allesamt bald eingeschlafen waren.

Doch mitten in der Nacht wachte ich plötzlich auf und merkte, daß das Schiff zitterte; diese Vibrationen, zu denen sich ein leiser, grollender, dunkler Unterton mischte, erschreckte mich. Ich schaute zu den Zahlmeistern hinüber, die wegen Platzmangels in dem Raum die ganze Nacht sitzend zugebracht hatten und bemerkte, daß sie alle fünf wach waren. Ratlosigkeit stand in ihren Gesichtern. Sie schauten sich einander lange an; einer murmelte etwas für mich Unverständliches, ein anderer antwortete, ansonsten herrschte Schweigen. Später machte ein Gerücht die Runde, wir seien angegriffen und mit Torpedos beschossen worden, die ihr Ziel aber verfehlt hätten. Andere sagten, das Schiff habe die Fahrt

gedrosselt. Dieses Zittern legte sich dann bald wieder, und es schien nichts passiert zu sein. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir so auf diesem Bananendampfer zugebracht hatten. Auf jeden Fall fuhr er nicht allein, sondern im Geleit mit zwei weiteren Schiffen, begleitet von einigen Booten der Kriegsmarine. Die ganze Zeit über hatten wir naßkaltes, diesiges Wetter - der beste Schutz vor feindlichen Flugzeugen.

### Ankunft in Kopenhagen

Dann kam jener Morgen, der so anders war, so friedlich und befreiend; ich fühlte es: Wir waren in einem anderen Land, in Dänemark. Als die Askari im Hafen von Kopenhagen anlegte, dämmerte der Morgen, und er begann zögernd, die Stadt mit ihren unzähligen Häusern zu erhellen. Sie schien noch zu schlafen, keine Geräusche drangen zu uns herauf. Ich stand längst draußen auf dem Schiffsdeck, war erfüllt von freudiger Erregung und schaute die vielen Meter hinunter zum Kai, wo einige Männer kaum hörbar versuchten, unser Schiff mit dicken Tauen festzumachen. Selbst da unten, dicht am Schiffsrumpf, sah ich kaum einen Menschen, hörte kein Fahrzeug. Nur zwei deutsche Soldaten standen unweit an eine Mauer gelehnt.

In diese Stille hinein begann eine Glocke anzuschlagen, dann kam noch eine hinzu, und noch eine - es wurde ein herrliches Geläut. Andere Glocken aus anderen Stadtteilen kamen hinzu und mischten Ihre Klänge zu einem nicht zu beschreibenden Glockengeläut. Ich spürte, daß Mutti froh und erleichtert war und ich fühlte gleiches: der Hölle des Krieges entronnen, die Fahrt durch die Ostsee überstanden, befanden wir uns jetzt in

einem fremden Land, das die deutsche Wehrmacht besetzt hatte, und von dem wir ein Willkommen nicht erwarten durften. Und dennoch waren wir voller Hoffnung und guter Dinge: Es wird schon alles wieder werden; schließlich wurde dieser Tag mit Glockengeläute begrüßt, denn es war Ostermorgen 1945.

Wir mußten noch etliche Stunden an Deck bleiben; niemand kam, um uns zu informieren oder zu sagen, was mit uns geschehen werde.. Währenddessen begann es am Kai zu lärmern: Eine Kolonne von Lastwagen war herangefahren und man begann, die Verwundeten auszuladen; sie wurden in die bereitstehenden Lastwagen gelegt und fortgebracht..

Ungefähr zu dieser Zeit geschah etwas Ungewöhnliches, das niemand von unserer Familie jemals klären konnte: Ein Matrose kam zu uns herein und fragte meine Mutter, ob sie die Frau mit den sieben Kindern sei. Als Mutti bejahte, stellte er einen länglichen Karton auf den Tisch und fügte hinzu: "Der Kapitän läßt grüßen und ich solle Ihnen ausrichten, daß jemand aus der Stadt aufs Schiff gekommen sei mit eben diesem Karton, den man der Mutter mit den sieben Kindern geben solle", sprach's und verließ die Kajüte, in der wir jetzt mehr Platz hatten, da alle Zahlmeister verschwunden waren. Sofort und voller Neugierde wurde der Karton aufgemacht: Es war ein großer, hoher, kastenförmiger Kuchen, rundherum mit Zuckerguß und obenauf mit farbigen Geleefrüchten bunt und allerliebste verziert. Die Freude war groß, und gleich machten wir uns über das leckere Gebäck her. Ich hatte den Eindruck, so müsse es wohl im Paradies zugehen. Diese Geste eines unbekannt gebliebenen Menschen hat Mutti sicherlich gut

getan und sie darin bestärkt, so wie bisher weiterzumachen, nicht aufzugeben.

Uns Kindern wurde es allmählich langweilig an Deck, während unten am Hafen so allerhand los war. Da hab ich jemanden, ich weiß nicht mehr wen, an die Hand genommen, und wir sind den langen, schrägen Schiffssteg hinunter an Land gegangen. Weit vom Schiff wollten wir uns nicht entfernen, wir behielten es immer im Auge. Aber interessant war es schon, die Ecken und Winkel entlang des Kais auszukundschaften. Dabei kamen wir an einem Holzfaß vorbei, das da in irgend einer Mauernische stand und dessen hölzerner Deckel hochgekippt war. Wir schauten rein: noch zu Dreiviertel war es mit Sauerkraut gefüllt; und weil es einfach nur so alleine dastand, langten wir mit unseren Fingern rein, um zu probieren. Es mußte uns geschmeckt haben, denn wir griffen noch einige Male kräftig hinein .

Als wir weitergingen, kamen wir zu einem Durchlaß, eine Art Tor, durch das man vom Hafen ins Stadttinnere gelangen konnte. In diesem Tor standen zwei deutsche Soldaten mit geöffneten Pistolentaschen. Als wir bei ihnen waren und erzählten, woher wir kämen, wollten gerade ein paar andere Soldaten durch das Tor in die Stadt. Da wurden sie von den beiden Wachsoldaten aufgefordert, die Pistolen zu entsichern und die Taschen offen zu lassen. Danach konnten sie weitergehen. Einer der beiden hat es mir dann erklärt: In Dänemark gäbe es viele Widerstandskämpfer, vor allem auch in Kopenhagen, die in kleinen Gruppen versuchten, sich von der deutschen Besatzung zu befreien. Sie würden oft aus dem Hinterhalt angreifen und aus Häusern auf vorübergehende deutsche Soldaten schießen, um die deutsche Wehrmacht zu schwächen. Daraufhin wollte ich wohl nicht mehr

weitergehen. Aber zum Faß gingen wir nochmals, langten gehörig rein und kehrten dann wieder aufs Schiff zurück. Irgendwann kamen wir auch an die Reihe. Wir verließen das Schiff und bestiegen mit unseren Habseligkeiten einen Militärlastwagen der deutschen Wehrmacht. Bald merkten wir, daß wir nicht die einzigen zivilen Flüchtlinge waren. Auf dem Riesenschiff war mir dies gar nicht aufgefallen, aber der Lastwagen war angefüllt mit Frauen, Kindern und alten Menschen. Männer waren nie dabei, nur manchmal einige Greise. Der Wagenschlag ging hoch und die Fahrt durch die Stadt begann. Ich staunte über das Lichtermeer; jedes Schaufenster war hell erleuchtet, überall brannten Straßenlaternen, nirgendwo hatte ein Fenster eine Verdunklung, so wie bei uns zu Hause, wo beauftragte Männer bei Dunkelheit durch die Straßen gingen, um die Verdunklung an allen Fenstern zu kontrollieren. Hier in Kopenhagen gab es Licht und Helle überall und im Überfluß; das stimmte mich freudig.

### Schule in Kopenhagen

Bald verlangsamte sich die Fahrt, und wir bogen in einen Hof ein. Es war noch im Stadtgebiet, und es war ein Schulhof mit hohem Zaun. Wir kamen in den zweiten Stock dieses Schulgebäudes und wurden auf verschiedene Klassenräume verteilt. In jedem Klassenraum war das Mobiliar in eine Ecke zusammengeschoben worden, so daß sich für jede Flüchtlingsgruppe genug Platz ergab. Auf dem Boden waren Matten ausgelegt; ich glaube, es waren Turnmatten. Sie waren weich, und wir waren so schrecklich müde. Doch zunächst hieß es, sich zu waschen. Dann brachten fremde Frauen, die

kaum redeten, weil wir sie wahrscheinlich gar nicht verstanden hätten, in größeren Behältern das Essen, schöpften uns freundlich die Suppe ein, und danach kam nur noch der ersehnte Schlaf. Heute denke ich: Wie viele Tage kann ein Kind oder ein Erwachsener immer in den gleichen Kleidern, Tag und Nacht, zubringen, bis er beginnt zu stinken? Ich weiß es nicht, und in unserer damaligen Not spielte das überhaupt keine Rolle.

Tags darauf gab es für uns wieder eine Überraschung: Eine Frau, etwa im Alter meiner Mutter, kam mit ihrer Tochter in unseren Klassenraum und begrüßte uns. Es stellte sich heraus, daß sie eine Dänin aus Kopenhagen war, die einen Deutschen geheiratet hatte und recht gut deutsch sprach. Sie sprach viel mit Mutti. Ihre Tochter hieß Birgit, war ein blondes, kesses Ding in meinem Alter, sprach immer dänisch und kannte nur ein paar deutsche Wörter. Nachdem sie uns sieben alle kennengelernt hatte, stieg sie behend über unsere Rucksäcke an meinen Schwestern vorbei und steuerte zielbewußt auf mich zu. Sie nahm meine Hand, hielt sie fest und setzte sich einfach neben mich. Irgendwie hatte ich dann schon mitgekriegt, daß sie mich mochte.

Anderntags kam Birgit wieder, redete auf mich ein wie ein Wasserfall, fuchtelte mit einer Hand in der Luft herum und zeigte nach draußen. Ich verstand kein Wort, merkte aber, daß sie mich mitnehmen wollte. Und so gingen wir aus dem Schulgebäude auf die Straße und durch die Stadt, vorbei an vielen Schaufenstern, hinter denen Dinge der verschiedensten Art ausgestellt waren. Zwei Läden haben mich beeindruckt, und ich blieb länger davor stehen. Birgit begann wieder zu plappern, während ich mich nicht sattsehen konnte an all den

süßen Törtchen, Windbeuteln und anderen leckeren Auslagen dieser Bäckerei und Konditorei. Das andere Geschäft war ein Schokoladen-Laden. So etwas hatte ich noch nie gesehen: ein großes Schaufenster, hinter dem auf mehreren Etagen nur Dinge aus Schokolade zu sehen waren. Ausladende Glasschalen waren prall gefüllt mit Pralinen, viele davon in Gold-, Silber- und andersfarbigen Folien eingewickelt. Dazwischen verteilt lagen in bunten Papieren eingewickelte Geschenkpackungen in allen Größen, verziert mit kunstvoll angebrachten Schleifen oder Bändern. Für mich war dieser Anblick der Inbegriff einer friedlichen Zeit, einer Zeit ohne Krieg, einer Zeit, in der Wünsche erfüllt werden können, in der es alles gibt im Überfluß ---- Birgit holte mich zurück aus meiner Traumwelt, indem sie mich an die Hand nahm, mich wegzog und - soviel verstand ich - von Kronen und Öre sprach; Geld, das ich nicht hatte und ohne das es nichts gab.

Wir bogen bald in eine Seitenstraße ein, gingen eine Treppe hinauf in den zweiten Stock eines Hauses und betraten eine Wohnung. Hier war Birgit zuhause. Sie begann, mir alle Räume zu zeigen, und ich fand, daß es eine jener Stadtwohnungen war, wie ich sie auch schon von Marienburg her kannte: alles ein bißchen klein und eng; eben ein Zuhause für Stadtmenschen. Ach, wenn ich mich mit Birgit doch hätte unterhalten können! Dies war mein inniger Wunsch, denn die Sprachbarriere war doch sehr hinderlich. Da ging die Türe auf, und Birgits Mutter kam herein. Mit ihr konnte ich mich ja verständigen, aber was redete denn ein Elfjähriger schon mit einer Erwachsenen, die ja auch noch fremd war. Soviel erfuhr ich, daß die Familie Hansen hieß und - ich wußte es schon von Mutti - Birgits Vater ein Deutscher war, den ich nie zu Gesicht bekam. Frau Hansen sprach dann mit Birgit ein paar Worte auf

dänisch und dann zu mir gewandt: "Birgit geht jetzt mit dir zu ihrem Großvater, der hat hier in der Stadt eine kleine Fabrik."

Also machten wir uns wieder auf den Weg. Es war nicht weit, da traten wir in einen großen Raum, indem einige Menschen geschäftig zu tun hatten. Birgit lief auf einen älteren Herrn zu, umarmte ihn und kam dann mit ihm zu mir. Es war ihr Opa, und er begrüßte mich sehr freundlich, lächelte mich dabei an, und sein Lächeln tat mir so gut. Daraufhin schauten wir den Arbeitern eine Weile zu, die damit beschäftigt waren, viele Schachteln in größere zu packen und diese wiederum in große Kartons einbrachten. Nur bekam ich nicht mit, was in den Schachteln war und in deutsch zu fragen war wohl aussichtslos. Wir verabschiedeten uns dann bald wieder, und Birgits Opa gab ihr eine dieser Schachteln mit. Später, als sie mich dann wieder in die Schule zu Mutti und meinen Geschwistern zurückgebracht hatte, drückte sie mir diese Schachtel in die Hände, kam dicht an mich heran, streckte sich ein bißchen, gab mir ganz spontan einen Kuß aufs Gesicht, winkte mit der Hand und war verschwunden. Da spürte ich, wie sehr ich Birgit mochte, und ein wohliges Gefühl durchflutete meinen Körper. Jetzt endlich öffnete ich die Schachtel: sie war gefüllt mit Lakritzstangen.

In einem Jahr etwa sollte es sich geben, daß wir wieder und immer noch als Flüchtlinge in Kopenhagen waren. Damals wollte ich Birgit und ihre Mutter besuchen - ich habe es zweimal versucht - doch es machte niemand auf. An anderer Stelle meiner Erinnerungen werde ich nochmals darauf zurückkommen.

In dieser dänischen Schule waren also einige Klassenzimmer mit Flüchtlingen belegt. Ich nehme an, die deutsche

Wehrmacht hatte sie kurzerhand beschlagnahmt; es waren ja ohnehin Osterferien. Hier wurden wir regelmäßig mit kalten und warmen Speisen gepflegt, und soweit ich mich erinnern kann, ging es allen gut. Wir sahen immer wieder deutsche Soldaten auf dem Schulgelände und im Schulhaus, die irgend etwas brachten oder nur nach uns schauten, wie ja auch die gesamte Verpflegung unter ihrer Regie ablief. Wenn ein neuer Tag anbrach, gingen meine ersten Gedanken zu Birgit. Aber weder sie noch ihre Mutter waren in den nächsten Tagen zu sehen. Doch dann sah ich sie; plötzlich stand sie vor mir, und ich fühlte mich gut. Im Gesicht, mehr an der Stirn, hatte sie eine Verletzung: eine Schürfwunde, die abzuheilen begann. Birgit umarmte mich, nur ganz kurz, doch ich spürte, wie sehr sie mich mochte. Ihre Mutter war auch mitgekommen und unterhielt sich lange mit Mutti. Später erfuhr ich, daß Birgit von einem dänischen Jungen beschimpft und gestoßen worden war so, daß sie auf dem Gehweg hinfiel und sich verletzt hatte. Und auch Frau Hansen habe man von dänischen Nachbarn zu verstehen gegeben, daß der Besuch und die Kontaktaufnahme mit den Deutschen in der Schule scharf mißbilligt werde. Deswegen meinte sie, sie könne mit Birgit nur noch heimlich und auch nicht mehr so oft kommen. Unserer Mutter gab sie eine neutrale, völlig unauffällige, graue Schachtel in der Größe eines Schuhkartons. Sie ist dann bald gegangen. Damals wußte ich noch nicht, daß ich Birgit in meinem Leben nie mehr wiedersehen sollte. Wir öffneten die Schachtel: Sie war angefüllt mit gekochtem, fettem Fleisch. Mit Brot zusammen haben wir es uns schmecken lassen.

Wenige Tage später wurden wir wiederum mit Militärfahrzeugen von der Schule abgeholt. Wir verließen

diese große, dänische Stadt Kopenhagen, von deren Schönheit wir freilich nichts wußten, die für mich aber ein Markstein war zwischen lebensbedrohenden Kriegserlebnissen und halbwegs normalem Alltagsleben; ohne Sirenen, ohne Verdunklungen, ohne Geschützdonner und Bombenexplosionen, ohne das Stöhnen der Verwundeten, der vielen Toten, ohne Durst- und Hungergefühl. So gesehen, hatten wir ein Stück Leben zurückerhalten, und es keimte die Hoffnung, daß es uns trotz aller widrigen Umstände, die es täglich gab, dennoch besser gehen würde.

Mutti hat mir Tage danach erzählt, daß kurz nach unserm Abtransport aus der Kopenhagener Schule Birgit und ihre Mutter nochmals dagewesen seien. Andere Flüchtlinge, die einige Stunden nach uns abtransportiert worden seien, hätten es ihr erzählt. Die Frau sei enttäuscht gleich wieder gegangen, und das kleine Mädchen habe bitterlich geweint. Meine liebe Birgit, ich habe noch lange danach an unsere Begegnungen gedacht. Ich habe dich auch heute, da ich Erinnerungen an meine Kindheit niederschreibe, nicht vergessen, und es gab Zeiten, da ich ernsthaft versuchen wollte, dich vielleicht wiederzufinden. Aber einmal war da die dänische Sprache, die ich heute noch nicht kann und zum anderen war da wohl auch die Ungewißheit, wie sich zwei inzwischen erwachsen gewordene Menschen zueinander verhalten würden, die sich als Kind so gern gehabt hatten. Und ich hatte wohl auch die Angst, der Zauber würde zerrieben, der über der so liebenswürdigen, unbefangenen und nichts fordernden Begegnung lag und - wenn ich es recht bedenke - immer noch liegt. Drum will ich es für den Rest meines Lebens auch so belassen und mich freuen an den glücklichen Gefühlen und

Erlebnissen mit einem gleichaltrigen Mädchen aus einer Zeit, da wir noch Kinder waren.

## Nyköbing und Hoevestrand

Mitten in der Stadt Nyköbing hielt unser Lastwagen vor einem Hotel. Wir bekamen zu acht zwei benachbarte Zimmer, das war mehr als eng; doch wurde uns gesagt, dies sei nur eine vorübergehende Unterkunft. Allerdings sagte man uns auch, daß wir das Hotel nicht verlassen dürften, aus Sicherheitsgründen; tatsächlich standen vor dem Hotel immer Soldaten; mit ihnen zu reden war unsere einzige Abwechslung: Ansonsten war es für Kinder hier sehr langweilig.

Doch dies änderte sich bald, denn nach zwei oder drei Tagen verließen wir wiederum mit Lastwagen Nyköbing und hielten nach kurzer Fahrt vor einem großen, zweistöckigen Haus. Unweit dahinter erstreckte sich ein langgezogener Sandstrand, und links wie rechts des Gebäudes bemerkte ich kleine, niedrige Häuschen, die zurückgesetzt vom Strand wahllos in der Landschaft verteilt herumstanden und manchmal von kleinen oder größeren Kiefernwäldchen fast verdeckt waren. Hoevestrand nannte sich dieser Küstenstreifen, und das große, massive Gebäude war ein Strandhotel. Die vielen hübschen Häuschen waren Ferien- oder Sommerhäuschen dänischer Einwohner. Als wir ankamen - es war etwa Mitte April und die Osterferien waren vorüber -, waren sie und das Hotel unbewohnt. Hier wurden wir ausgeladen und mußten in einem der Räume warten. Es wurden immer mehr Flüchtlinge gebracht. Später kam jemand und forderte uns auf,

mitzukommen. Wir marschierten los , und wenige Minuten später standen wir vor einem dieser schmucken Sommerhäuschen.

Ab jetzt war dies unser Zuhause, und was für ein Zuhause! Die gesamte Inneneinrichtung war aus Holz; nicht nur die Möbel, auch die Wände, die Decken und die Böden. Überall befanden sich Einbauschränke, die angefüllt waren mit dem, was eine Familie während ihres sommerlichen Strandurlaubs so braucht. Die Küche war komplett eingerichtet, Geschirr und Töpfe vorhanden, und im Wohnraum stand ein Einbauschränk mit Glastüren, hinter denen viele schöne Trinkgläser anzusehen waren. In den schmalen Schlafräumen, die nur kleine Sprossenfenster hatten, standen hölzerne Kastenbetten, die übereinander gebaut waren. Alle Räume wirkten hell und dufteten nach Holz. Ich empfand das als warm und wohltuend; hier gefiel es mir, und wir richteten uns ein.

Nun glaube ich allerdings nicht, daß die dänischen Eigentümer ihre Häuschen den namenlosen Flüchtlingen freiwillig überlassen hatten; vielmehr wird die deutsche Militärverwaltung diese ganz einfach beschlagnahmt haben. Aber damals habe ich darüber nicht nachgedacht; ich weiß nur, daß Mutti uns eingeschärft hatte: Macht nichts kaputt und nehmt nichts aus den Schränken, schon gar nicht aus dem Gläserschrank! Was wir aber benutzten, waren natürlich das Bettzeug und die leichten Schlafdecken, die auch in den Schränken verstaut waren.

Ich erinnere mich an den ersten Morgen in diesem Häuschen. Als ich erwachte, wußte ich nicht, wo ich war; dann aber sah ich, wie die ersten Sonnenstrahlen durchs kleine Fenster schienen und das viele Holz in dem schmalen Schlafraum

golden glänzte; sein Duft war in meiner Nase, und da wußte ich, wo ich war.

Etwa fünfzig Schritte von unserm neuen Zuhause entfernt lag der Strand; es war ein sehr flacher, reiner Sandstrand, und ich konnte gut hundert Meter ins Wasser hineingehen, ehe mein Hintern naß wurde. Hier sah ich zum ersten Mal Seesterne, die zu Dutzenden im Wasser und am Strand lagen. Später haben wir sie mitgenommen, vors Haus gelegt und sie von der Sonne trocknen lassen. An unser Häuschen war noch ein kleiner Schuppen angebaut, in dem allerlei Geräte standen, mit denen ich nichts anzufangen wußte; darunter waren auch solche, die mit groß- und kleinmaschigen Netzen bespannt waren; von Östl.-Neufähr her wußte ich, daß diese wohl zum Fischen verwendet wurden. Dennoch versuchte ich mich nicht an ihnen, da ich nicht wußte, wie man sie gebraucht. Hier hielt ich mich mit meinen Geschwistern und anderen Kindern, die in den benachbarten Ferienhäuschen untergebracht waren, gerne auf, weil durch den ans Haus grenzenden Anbau ein windgeschützter Winkel entstand, in den die Frühlingssonne schon recht warm schien, wenn wir dort spielten.

Soviel ich mich erinnere, wurde in diesen Häuschen im allgemeinen nicht gekocht. Ob's verboten war oder nicht, weiß ich nicht, aber womit sollte Mutti auch kochen? Verpflegung und warmes Essen gab es für alle aus der Küche des Strandhotels. Dazu mußten wir mit geeigneten Töpfen hingehen und es abholen.

In diesem Hotel gab es eine Besonderheit: der Keller stand jeden Tag zwanzig bis dreißig Zentimeter unter Wasser. Deshalb suchte die Hotelleitung jemanden, der dieses Wasser von Hand ausschöpfen sollte. Es mußte also jeden Morgen

recht früh ein Junge erscheinen, der barfuß im Wasser des Hotelkellers stand und mit einer langstieligen Schöpfkelle das Wasser in eine hoch gelagerte Rinne goß, von der es dann nach außen ablaufen konnte. Diese Arbeit dauerte ein bis zwei Stunden je nach Wasserstand. Ich sagte, daß es ein Junge sein müsse, weil es keine Männer hier unter den Flüchtlingen gab, und weil ein Mädchen nach dem damaligen Verständnis für eine solche Arbeit nicht in Frage gekommen wäre.

Das mit dem Wasserschöpfen erzählte mir ein Junge, der mit seiner Mutter auch in einem dieser Sommerhäuschen lebte. Ich nannte ihn Kroggel; ob dies sein richtiger Name war, weiß ich nicht. Wir waren etwa gleich alt. Kroggel war in manchen Dingen erfahrener als ich, kannte sich in vielem besser aus und war mutiger als ich, was ihn für mich so anziehend machte. Also Kroggel schöpfte Wasser aus dem Hotelkeller und erhielt dafür eine große Scheibe Brot, die mit guter Butter und Leberwurst dick beschmiert war. Die wollte ich auch mal haben, und ein morgendlicher Wettlauf begann. Mal war ich erster und ließ mir das Leberwurstbrot nach getaner Arbeit schmecken, mal war's Kroggel. Ich mußte also sehr früh aufstehen, um als erster am Hotel zu sein, und die bange Frage war jedesmal: Ist Kroggel schon da? Wenn das monoton wiederkehrende Geräusch der Kelle zu hören war, wußte ich, daß es heute kein Wurstbrot zu verdienen gab, und kehrte mit leerem Magen zurück

Eines Tages hatte Kroggel eine Idee. Wir spielten am Strand, suchten nach Muscheln und Seesternen, als er rief: " Guck mal, da schwimmt ein Ruderboot!". Ich sah es auch, aber es schien mir ziemlich weit weg im Wasser zu sein. Kroggel meinte, wenn wir so etwas wie eine Fischreue, ein kleines Fangnetz

oder gar eine Angel hätten, könnten wir versuchen, das Boot zu erreichen, um damit zum Fischen zu fahren. Ich erinnerte mich an die Gerätschaften im Anbau; Kroggel fand, was er brauchte, und wir gingen wieder zurück zum Strand. Mit den Fanggeräten in den Händen wateten wir durchs Wasser, das langsam, aber stetig tiefer wurde. Ich wollte schon aufgeben, als Kroggel rief: "Da vorne kommt eine Sandbank und dahinter ist das Boot!". Das Wasser stand uns bis zum Bauch, als wir das Boot erreicht hatten. Kroggel lichtete den kleinen Anker, und nun stellten wir fest, daß die Ruder fehlten. "Macht nichts", meinte Kroggel, "der Stiel vom Fangnetz ist lang genug; damit können wir uns abstoßen." Und so fuhren wir hinaus aufs Meer, hielten unsere Fangnetze ins Wasser und waren so sehr mit dem Fischen beschäftigt, daß wir beide nicht merkten, wie wir immer weiter ins Meer hinaustrieben. Der Strand und die kleinen Häuschen lagen weit entfernt, und waren fast nur noch ein Strich in der Landschaft. Ich drängte Kroggel zur Umkehr, zumal es später Nachmittag war und der Abend nahte. Doch er meinte, hier müsse es Fische geben, wir müßten nur noch ein Weilchen fischen. Aber auch nach diesem Weilchen hatten wir immer noch keinen Fisch im Netz. Kroggel merkte, wie ich es mit der Angst zu tun bekam, und er lenkte ein.

Doch dann kam die Überraschung, und ein Schrecken fuhr durch unsere Glieder: Wir spürten keinen Grund mehr unter uns; selbst die längsten Stiele unserer Geräte waren zu kurz, und wir konnten uns nicht mehr abstoßen, um wieder in Fahrt Richtung Strand zu kommen. Da Kroggel schwimmen konnte, wollte er ins Wasser springen und schwimmend das Boot vor sich her stoßen. Doch damit war ich nicht einverstanden; vielmehr schlug ich vor, daß wir mit unseren Händen das Boot

in Fahrt bringen könnten. Und so kniete jeder an einer Längsseite und schaufelte das Wasser mit einer Hand . Das ging anfangs ganz gut, und wir hatten unseren Spaß daran, bis wir merkten, daß das Boot mal nach rechts, mal nach links drehte, statt geradeaus auf den Strand zu halten. Doch das war leichter gesagt als getan.

Wir mußten unser Wasserschaufeln aufeinander abstimmen. Gut, daß es windstill war und das Wasser ruhig; dennoch war es mühsam, uns auf diese Weise dem Strand zu nähern. Es begann zu dämmern, und unsere Kräfte erlahmten. Wir machten uns gegenseitig immer wieder Mut und zeigten auf den Strand, der - wenn auch unendlich langsam - auf uns zukam. Es wurde dunkel, als wir mit unseren Geräten endlich Boden unter uns spürten, um uns abstoßen zu können. Dann kam die Sandbank, und wir wußten, wir hatten es geschafft.

Vom Strand her hörten wir Rufen und Schreien; unsere Angehörigen und einige andere hatten nach uns gesucht. Vom Boot aus gaben wir Antwort. Kroggel setzte den Anker, wir nahmen die Fanggeräte und wateten den gleichen Weg durchs Wasser zurück, den wir vor Stunden gekommen waren. Am Strand angekommen, gab es Schelte und Haue für beide. Wir sahen unseren Leichtsinn ja ein und bereuten. Doch letztlich waren alle froh, daß unser Abenteuer so glimpflich abgelaufen war. Auf die Frage, wo denn nun die gefangenen Fische seien, blieben wir die Antwort schuldig und heimsten uns Hohn, Spott und Gelächter ein.

Eines Morgens hatte ich Lust, in eines der nahe gelegenen Kiefernwäldchen zu gehen. Es war ein sonnendurchfluteter Tag, die Morgenluft war noch frisch und kühl, und es versprach, ein für diese Jahreszeit warmer Tag zu werden.

Zwischen den Kiefern , die weit verstreut wuchsen, dehnte sich niedrig wachsendes Gebüsch aus wie das Gestrüpp von Heidelbeere und Preisselbeere. Ich wollte dieses Gebiet durchstreifen, kam aber nicht weit, da ich plötzlich vor einem alten Mann stand. Ich hatte ihn nicht bemerkt, da er in gebückter Haltung sich an dem Gestrüpp zu schaffen machte und seine Arbeitskleidung in den Farben unauffällig zu seiner Umgebung paßte. Ich muß ihn wohl für einen größeren Busch gehalten haben, denn ich erschrak, als sich dicht vor mir dieser Busch aufrichtete und ich in das verwitterte Gesicht eines alten Mannes sah. Graues Haar quoll unter seinem Schlapphut hervor, und von dem geröteten und zerfurchten Gesicht war nicht viel zu erkennen, denn ein krauser und zerzauster, grauer Bart hatte sich fast überall breit gemacht. Die dicke, runde und grobporige Nase schaute keck daraus hervor; doch am eindrucksvollsten für mich waren seine Augen. Sie ließen mich auch schnell meine Angst vergessen. Unter buschigen Augenbrauen schauten diese Augen so freundlich und gütig mich an, daß ich Vertrauen zu diesem Fremden bekam. Sein Gesicht hellte sich auf, und er sagte etwas auf dänisch, ging dann einige Schritte zurück und winkte mir. Ich ging ihm nach und sah, daß er dort sein Bündel aufschnürte, etwas herausnahm und aus dem Papier wickelte. Er brach ein großes Stück ab und gab es mir; es war Weißbrot, eine doppelte Scheibe, sehr hell gebacken und dick mit Butter bestrichen. Das war eine Köstlichkeit. Der Alte hatte sich auf einen Baumstumpf gesetzt, ich stand neben ihm, und wir beide hatten unsere Münder voll. Ich biß herzhaft zu und kaute und schluckte; außer diesen Geräuschen war höchstens noch das Gezwitzcher der Vögel zu hören, ansonsten umgab uns Stille an diesem sonnigen Morgen. Ich wollte dem Mann so

manches erzählen und mich für das Brot bedanken und erkannte die Sinnlosigkeit angesichts unserer sprachlichen Barriere. So schauten wir uns an und ließen die Augen und Gebärden sprechen. Als er einen kräftigen Schluck aus der Flasche genommen hatte, stand er auf, legte alles in sein Bündel zurück, sagte ein paar Worte wieder auf dänisch, nahm meine Hand und schüttelte sie. Daraufhin ging er wieder an die Arbeit, und ich begriff, daß für mich die Zeit gekommen war, zu gehen; doch ich nahm mir fest vor, wiederzukommen.

Zuhause erzählte ich von meinem Erlebnis, und Mutti meinte, es wäre bestimmt ein Bauer, der hier in der Nähe wohnte und im Wald vielleicht Reiser geholt hätte, um Hofbesen zu binden. Und sie meinte, ich sollte mal wieder zu ihm hinausgehen und ihn fragen, ob man Eier bekommen könne. Ich weiß nicht, woher Mutti dänisches Geld hatte, aber sie gab mir ein paar Kronen und Öre, und ich mußte einen Satz auf dänisch aufsagen, so oft, bis ich ihn auswendig wußte: "Can I koebe egg?", was soviel heißt wie: kann ich Eier kaufen?

Am anderen Tag machte ich mich auf den Weg, doch der alte Mann war nicht da. Ich wartete lange, doch er kam nicht und ich ging enttäuscht nach Hause.

Bald darauf aber klappte es, und ich zeigte ihm mein Geld und sagte mein Sprüchlein auf. Da lächelte er, nickte mit dem Kopf und sagte etwas in seiner Sprache, in der er wohl meinte, ich solle morgen wiederkommen. Und so war's dann auch. Wir trafen uns wieder, und das gleiche Ritual des morgendlichen Frühstücks im Wald begann. Dabei kam ich von dem Gedanken nicht los, ob er wohl auch an die Eier gedacht hatte. Ich überlegte, ob ich mein Sprüchlein nochmals

aufsagen sollte, und ihm mein Geld zeigen, oder ob ich noch zuwarten sollte. Ich beschloß, zuzuwarten.

Und wieder nahm er einen kräftigen Schluck aus seiner Flasche, legte alles sorgfältig in sein Bündel zurück, hielt inne und schaute mich an. Lächelnd gab er mir zwei in Zeitungspapier gewickelte runde Stangen. Ich bedankte mich und gab ihm das Geld. Er nahm es, ohne nachzuzählen, um es gleich wieder in meine Hosentasche verschwinden zu lassen. Dankbar drückte ich seine Hand, nahm meine kostbare Fracht und eilte heim. Groß war die Freude, als wir acht uns mit Butterbrot und eingeschlagenen Eiern sattessen konnten.

Dieser alte Mann war mir ein guter, beschützender Freund geworden, und ich beschloß, ihn wieder mal zu besuchen; doch daraus wurde nichts mehr. An jenem Tag, da er mir die Eier geschenkt hatte, wußte ich nicht, daß es das letzte Mal gewesen war.

Der 8. Mai und die Kapitulation der deutschen Wehrmacht hatten natürlich auch Auswirkungen auf die deutschen Flüchtlinge in Dänemark. Die Zeit, in der Flüchtlingsfamilien in wunderschönen Sommerhäuschen am Høvestrand untergebracht worden waren, war vorbei. Und abermals hieß es, die wenigen Habseligkeiten in die Rucksäcke zu packen, zum Hotel vorzugehen und dort zu warten, bis der Abtransport erfolgte. Wieder war es ein Abschied, und diesmal sollte es zugleich für längere Zeit ein Abschied von der Freiheit sein, von der freien Beweglichkeit des einzelnen.

#### In einem Sanatorium

Lastwagen fuhren uns quer durch die dänische Landschaft, weg vom Meer - wie es schien - ins Landesinnere. Aber am Ende

der Reise kamen wir doch wieder ans Meer: Wir landeten in einem Sanatorium. Das hört sich nach Erholung, Entspannung an, wars dann aber nicht. Die gesamte Anlage muß früher mal ein Sanatorium gewesen sein, wurde aber sicherlich schon lange nicht mehr genutzt; darauf ließen die baulichen Zustände schließen.

Nachdem wir die letzte Stunde unserer Fahrt stets durch walddreiche Gegend gefahren waren, passierten die Lkw's eine enge Toreinfahrt und hielten auf dem Hauptweg dieses Sanatoriums; der endete nach etwa fünfzig Metern vor einem mehrstöckigen, steinernen Gebäude. Links säumten drei andere Gebäude den Weg, zwei davon waren im barackenähnlichen Stil gebaut. Rechts neben der Toreinfahrt war ein kleines Häuschen, früher vielleicht die Reception; daran anschließend erstreckte sich der sogenannte 'Rosengarten'. Die gesamte Anlage war durch einen hohen Zaun gesichert, und es war uns streng verboten, diesen Komplex unerlaubt zu verlassen. Enttäuschend war für alle, was wir hinterher noch feststellen mußten: Hinter diesem steinernen Gebäude erstreckte sich ein Sandstrand und das Meer. Doch entlang des Strands verlief ein hoher Stacheldrahtzaun, so daß uns jeglicher Zutritt verwehrt war. Jetzt begriffen wir es endgültig: Wir befanden uns in einem Lager, einem Flüchtlingslager, und die Zeit der Freiheit war vorbei; sie sollte für längere Zeit vorbei sein.

Wir bezogen Quartier. Als kinderreiche Familie bekamen wir ein größeres Zimmer im Steingebäude zugewiesen. Dort richteten wir uns ein, so gut es eben ging. Die sanitären Anlagen waren ausreichend, sogar das WC befand sich im Haus. Anders war es bei den Männern: Hier im Lager-

Sanatorium - den eigentlichen Namen habe ich nie erfahren - gab es eine reine Männerbaracke. Dieses Gebäude war ein Fachwerkbau und bestand aus einem einzigen Raum, der etwa vierzig Meter lang und sieben Meter breit war. Die Zwischendecke fehlte, so daß das hölzerne Dachgebälk von unten frei einsehbar war. Am Anfang und am Ende dieser Baracke stand jeweils ein runder, hoher Ofen aus Eisen; sie wurden Kanonenöfen genannt. Rechts wie links befanden sich die hölzernen, doppelstöckigen Betten mit den erforderlichen Zwischenräumen. In der Mitte war eine lange Tischreihe, davor rechts wie links die Sitzbänke. Einzelne Lampen mit Tellerschirmen hingen darüber und erhellten abends den Raum mehr schlecht als recht.

Ausschließlich Männer bewohnten diesen Raum. Wer sie waren und warum sie hier gelandet sind, weiß ich nicht, aber es ist zu vermuten, daß es sich um Angehörige der ehemaligen deutschen Wehrmacht gehandelt hatte, die jetzt Kriegsgefangene waren. Als Junge war ich öfters, wie andere Jungen auch, bei diesen Männern. Ulkige Typen und die verschiedensten Charaktere waren dort anzutreffen. Es ging bei ihnen recht locker zu. Die meisten hatten nichts zu tun, und vertrieben sich den Tag mit Spielen und Rauchen. Schach, Mühle, Dame und Kartenspiele, vor allem Skat waren sehr beliebt. Tabak war stets Mangelware. Einige suchten Blätter von Wildkräutern, auch Rosen- und Buchenblätter. Mit Zeitungspapier drehten sie sich Zigaretten und rauchten dieses Kraut, oder sie verwendeten selbstgebastelte Pfeifen, die sie zumeist sehr geschickt aus Haselnußholz gefertigt hatten. Natürlich waren auch Streichhölzer Mangelware. Doch man behalf sich: Es wurden sogenannte 'Fidibusse' verwendet; das

ist ein Streifen Papier, circa fünfzehn bis zwanzig Zentimeter lang und mehrfach gefaltet. Wenn jemand rauchen wollte, holte er sich mit einem solchen Fidibus Feuer aus dem Kanonenofen und rief laut durch die Baracke "Feuer", und schon sah man, wie eine Handvoll Männer von den Tischen aufsprang oder hinter ihren Doppelbetten hervorhuschten, und sich für ihre Zigarette oder Pfeife Feuer holten.

Etwa im Spätsommer oder Frühherbst 1945 muß es gewesen sein, als für alle rauchenden Männer eine überraschende Wende eintrat. Seit Wochen schon holten zwei Lastwagen morgens die Männer aus dem Lager ab und fuhren sie zur Waldarbeit. Sie mußten gefällte Stämme entasten und die Lastwagen mit diesen Zweigen und den Baumwipfeln beladen. Anschließend fuhren sie an abgeernteten Tabakfeldern vorbei. Hier wurde gehalten, und die Männer durften all das, was noch auf den Feldern stehen geblieben war, mitnehmen; also die Strunken der Tabakpflanzen, an denen zumeist unten noch einige Blätter hingen, die ihrer schlechten Qualität wegen nicht abgeerntet worden waren. Das ergab eine ganze Menge, die zuoberst auf die Lastwagen geladen wurde, und zurück ging's ins Lager. Kaum angekommen wurden Strunken und Blätter sorgfältig beiseite gelegt. Das Tannenreisig wurde abgeladen und diente später nach Trocknung als Brennmaterial.

Die Tabakblätter aber wurden an langen Schnüren zum Trocknen auf den Dachboden des ersten Gebäudes gehängt, kontrolliert und bewacht. Die Strunken kamen auf die Tische der Männerbaracke, wurden aufgeschnitten, das Mark entfernt und der Rest in kleine, dünne Würfel geschnitten, die dann zum Trocknen auch auf den Dachboden kamen. Die Raucher hatten

ausgesorgt; jedesmal, wenn sie von der Waldarbeit zurückkamen, brachten sie eine neue Ladung Strunken und Tabakblätter mit. Einmal durfte ich mitfahren und habe im Wald auch mitgeholfen. Dieses befreiende Gefühl, im Wald und ohne Zäune zu sein, habe ich nie mehr vergessen. Abenteuerlich war dann die Rückfahrt: der Lastwagen war sehr hoch beladen, ich lag zuoberst flach auf dem Bauch, und manchmal streiften mich herunter hängende Zweige von Bäumen, an denen wir vorbeifuhren. Ungemütlich wurde es jedesmal in Kurven, da die gesamte Ladung weich und federnd war und sich dann stets zur Seite neigte.

Als die Waldarbeiten beendet waren, endete auch der Tabaksegen; doch der Dachboden hing voller Blätter, und überall lagen die gewürfelten Strunken zum Trocknen herum. Nach dem Trocknen begannen die Männer mit der Fermentierung. Zunächst erhielt jeder eine bestimmte Anzahl Blätter und eine bestimmte Menge von den geschnittenen Strunken. Nun konnte jeder mit machen, was er wollte. Das Zauberwort hieß also Fermentieren, und jeder glaubte, das bessere Rezept dafür zu haben. Die einen näßten ihre Blätter nur mit Wasser, andere mit Zuckerwasser; wieder andere lösten ihre Frühstücksration Sirup in Wasser auf. Das derart angefeuchtete Material wurde geschichtet und ins Bett unter den Strohsack gelegt. Nachts erhielt die Ware ihren notwendigen Preßdruck und konnte durchgären. Immer wieder griffen die Männer unter ihre Strohsäcke und prüften mit Fingern und Nase ihren Tabak; eine geringe Restfeuchte mußte ja bleiben. Wenn die erreicht war, kamen die Würfel in die Pfeife und konnten geraucht werden. Der Stapel Blätter kam zunächst auf den Tisch und wurde mit scharfem

Taschenmesser fein geschnitten; das war dann der bekannte Feinschnitt, eine Qualität für den Sonntag.

Ich glaube, seit wieder richtiger Tabak in der Baracke war, verbesserte sich auch die Stimmung der Männer. Hinzu kam, daß sie ja eine sinnvolle Beschäftigung gehabt hatten.

Bei soviel Umgang mit Tabak blieb nicht aus, daß ich das Rauchen auch mal probieren wollte. Da kam mir Kroggel gerade recht, den ich hier im Lager wiedertraf. Er machte mit, und so vereinbarten wir, uns an einem bestimmten Nachmittag zu treffen, um das Rauchen zu probieren. Im Vorraum einer ehemaligen Gymnastikhalle steckten wir unsere selbstgemachten Zigaretten an. Jemand kam dazu, ging aber gleich wieder. Das hätte uns zu denken geben sollen, denn kurz danach ging die Tür auf, meine Mutter stand im Rahmen und herrschte uns an. Sie nahm uns die Glimmstengel ab, zertrat sie und bei jedem von uns landete eine saftige Ohrfeige. Aus früherer Sicht gesehen, hatte sie ja recht; wie gesagt: aus früherer...

Was wir zwei ihr dann antaten, war nicht gewollt aber trotzdem schlimm genug. Kroggel kam auf die Idee, einen dünnen Draht bei einem Durchgang zwischen zwei Gebäuden etwa dreißig Zentimeter überm Erdboden zu spannen und zu beobachten, wer alles stolpert und zu Boden fällt. Kroggel hatte dünnen Draht besorgt, und wir machten uns an die Arbeit.

Als es allmählich dunkel wurde, spannten wir den Draht und beobachteten aus der Ferne, was sich nun abspielen würde. Die erste Person, die stolperte und hinfiel, war meine Mutter. Als ich heimkam, konnte ich sehen, was ich angerichtet hatte: an beiden Beinen hatte sie mehr als nur Hautschürfungen; sie waren blutunterlaufen, und ihre Hände waren arg zerkratzt. Es

war schlimm genug; dabei hätte es noch schlimmer kommen können: Das alles tat mir sehr leid, und nie wieder habe ich derartiges angestellt; doch gestanden habe ich es ihr nicht.

Auf solche Einfälle kommen Kinder, wenn sie den ganzen Tag auf sich gestellt sind, keinen Schulunterricht haben, keine sonstige Betreuung, keine Aufgaben. Dann trifft man sich mit Gleichaltrigen und überlegt, wie man möglichst spannend sich die Zeit vertreiben kann und denkt nicht an die Folgen, die sich daraus ergeben könnten.

Zum Lager gehörte - wie schon erwähnt - ein Rosengarten. Das waren eine große Rasenfläche, umlaufend ein breiter Spazierweg, und der wiederum war umgeben von herrlich duftenden Strauchrosen. Hinter diesen Rosenhecken wuchs allerlei Buschwerk, vor allem Haselnuß und Weide. Eines Tages begannen ein paar Männer, das Buschwerk links vom Eingang in diesen Rosengarten abzuhaufen; es entstand ein Platz, etwa zehn mal vier Meter. Danach wurde eine Grube ausgehoben, sechs Meter lang, ein Meter breit und zwei Meter tief. Dann wurden Pfähle in den Boden geschlagen, Faschinenwände errichtet, und die Dachkonstruktion erhielt ein dichtes, dickes Strohdach. Das alles hatte nur ein paar Tage gedauert. Nun war das Bauwerk fertig. Meines Wissens fand keine Einweihungsfeier statt. Es durften nur Männer diesen Bau betreten, denn was da in Rekordzeit erbaut worden war, nannte sich 'Donnerbalken'. Dieser Begriff ist vielleicht nicht allgemein bekannt und bedarf daher der Klärung. Ein 'Donnerbalken' dient der Befriedigung allzu menschlicher Bedürfnisse. Man setzt sich rücklings auf einen in sitzgerechter Höhe angebrachten Balken, nachdem man die Hosen heruntergelassen hatte, und kann nun ungeniert fallen lassen, was dann zwei Meter tiefer aufklatscht.

Die im Lager vorhandenen WC's waren ausschließlich den Frauen und Kindern vorbehalten; sie hätten zahlenmäßig nicht auch noch für die Männer gereicht. So war allein die Errichtung dieses 'Donnerbalkens' schon ein dringendes Bedürfnis. Da wir Jungen zwar noch keine Männer aber immerhin männlich waren, interessierte uns der interne Ablauf dieses Donnerbalkens sehr. Wir nahmen unsern ganzen Mut zusammen und betraten das Innere. Einige Männer saßen bereits über dem Balken wie Hühner auf einer Stange; manche drückten und stöhnten, andere verhielten sich sehr ruhig. Wir ließen ebenfalls unsere Hosen runter, setzten uns auf diese runde Holzstange und warteten darauf, was nun geschehen würde. Neben mir saß ein älterer Mann, der schon eine Weile so da saß und stur in seine Hose guckte. Ich sah, daß er darin sorgfältig zugeschnittenes Zeitungspapier in mehreren Lagen hatte. Manche Blätter zeigten Fotos, die er wohl anschaute. Irgendwann begann er dann ein Blatt ums andere zwischen den Händen zu reiben, um es weich zu bekommen und wischte sich damit den Hintern. Der Rest des Papierstapels blieb in der Hose - bis zum nächsten Mal. Einer der Jungen hatte die Idee, wir sollten mal auf den Donnerbalken gehen, wenn ziemlich viele Männer darauf säßen: Wenn wir uns dann bücken würden, um drunter zu schauen, könnten wir ganz erstaunliche Entdeckungen machen; da gäbe es Männer mit langen Schwänzen und großen Säcken und solche, bei denen alles geschrumpft zu sein schien. Wir sind dann hingegangen, um Gesagtes zu überprüfen und fanden, daß er nicht übertrieben hatte.

Natürlich gab es auch andere Möglichkeiten, sich die Zeit zu vertreiben. Der Zugang zum Strand war uns ja leider verwehrt,

aber die Rasenfläche im Rosengarten bot sich für allerlei Spiele an: Fußball, Handball, Völkerball; am liebsten aber spielten wir das Schlagballspiel.

Eine willkommene Abwechslung war der kleine knallrote Lieferwagen eines dänischen Bäckers, der regelmäßig ein- oder zweimal wöchentlich ins Lager kam, um gegen Kronen und Öre allerlei Gebäck zu verkaufen. Doch dänisches Geld war knapp und selten im Lager, und so verkaufte er nicht viel. Vor allem Kinder umringten das Auto, denn sie wußten, daß der Bäcker ein Kinderfreund war und manchmal Süßgebäck verschenkte. Auch mein kleiner Bruder war öfters am Auto, aber Mutti hatte nicht immer das Geld, um ihm etwas zu kaufen. Einmal bekam er vom Bäcker auch etwas umsonst, das andere Mal aber nicht, und so fiel er in Weinkrämpfe und schrie. Ich stand daneben, hielt ihn fest und schämte mich wegen dieser Szene. Der Bäcker wollte ins Auto steigen, mein Bruder schrie immer noch und weinte. Da hielt er inne, kam zurück, öffnete nochmals die Hecktüre, holte etwas heraus und gab es ihm. Ich kann mich an das Gesicht des Bäckers noch erinnern; ich hatte das Gefühl, als wäre ihm das Ganze lästig. Gerne und aus freien Stücken hat er es diesmal sicherlich nicht getan; für mich blieb es peinlich. Mein Bruder aber hatte erreicht, was er wollte. Es waren doch auch andere Kinder da, die etwas erwartet aber nichts bekommen hatten und sich darin schickten, sich mit der Situation abgefunden hatten. Warum machte nur mein Bruder solchen Terror? Er war gerade drei Jahre alt geworden.

## Kloevermarken

Irgendwann gegen Ende des Jahres 1945 ging bei uns das Gerücht um, wir kämen in ein anderes Lager. Hier im "Sanatorium" lebten vielleicht zweihundert bis dreihundert Menschen. Und wieder hieß es, zusammenzupacken, und wieder war da die bange Frage: Wo kommen wir hin? Wie sieht's da aus? Wird es uns besser oder schlechter gehen? Es muß wohl um die Jahreswende gewesen sein, als wieder Lastwagen kamen, um uns abzuholen, und wiederum fuhren wir - nun schon zum x-ten Mal - einer ungewissen Zukunft entgegen. Doch bald war uns klar, wohin die Reise ging: Diese große Stadt konnte nur Kopenhagen sein. In einer Schule begann hier vor einigen Monaten unser Aufenthalt in Dänemark, und nun sollte er in einem großen Sammellager seine Fortsetzung finden. Am Stadtrand gab es einen riesig großen, ebenen Platz, der den Namen Kloevermarken trug. Soweit das Auge reichte sah man hölzerne Baracken, etwa zwanzig Meter lang und sechs Meter breit. Der gesamte Platz war durchzogen von einem Straßennetz. Die etwa drei Meter breiten Wege bestanden aus Beton-Hohlsteinen, senkrecht verlegt und mit Schlackenmaterial ausgefüllt und verfestigt. In diesem Lager wohnten zeitweise zwanzigtausend Menschen. Die Baracken waren in Bezirke eingeteilt, jeder Bezirk in Blöcke unterteilt. Zu jedem Block gehörten mehrere Wohnbaracken, ein Schuppen, in dem getrockneter Torf als Brennmaterial gelagert wurde, eine Sauna mit einfachen Waschegelegenheiten und eine Anlage mit mehreren WC's, die alle in einer Reihe nebeneinander angebracht waren, und die stets direkt am Straßenrand standen. In regelmäßigen Zeitabständen kamen Männer, öffneten die Klappen der

Rückwand, zogen die Eimer hervor und kippten den Inhalt in ihr Fahrzeug.

Zweierlei war unerträglich und hat mich noch lange bedrückt: Eingesperrt und von der Natur ausgeschlossen zu sein. Das Lager war von einem doppelten Stacheldrahtzaun umgeben. Jeder Zaun bestand aus drei Meter hohen Betonpfosten und Stacheldraht, der alle zwanzig Zentimeter waagrecht angebracht war. Zwischen beiden Zäunen war genügend Platz für Kontrollgänge des Wachpersonals. Spätestens hier an diesen Zäunen endete unsere Freiheit.

Als das Frühjahr kam, und draußen um das Lager herum die Natur erwachte, da erst war zu spüren, wie tot Kloeevermarken war: kein Baum, kein Strauch, höchstens ein paar Grasbüschel waren zu sehen, wenn man lange genug suchte. Als außerhalb des Lagers das Blattwerk der Bäume aufbrach, die Büsche sich mit Blüten schmeckten, und überall das Gras aus dem Boden kam und die Erde begrünte, da wurde mir klar, daß wir uns auf einem trostlosen, grauschwarzen und staubigen Schlackengelände befanden. Draußen im Grünen, ganz in der Nähe der Lagerzäune, verlief ein Spazierweg, und bei sonnigem Wetter konnte man sonntags dänische Familien mit Kindern und Kinderwagen spazierengehen sehen. Dieser Kontrast machte mir zu schaffen.

Als wir vom "Sanatorium" ankommend ins Lager eingefahren waren, wurden wir von der Lagerleitung in eine Baracke eingewiesen. Es war eine Holzbaracke der üblichen Größe. Der Eingang war an einer Schmalseite, mehrere Fenster verteilten sich auf drei Außenwände. Das Innere war ein einziger Raum mit einem kleinen Kanonenofen in Raummitte und einem mittig verlaufenden Gang. Rechts und links davon standen die uns längst bekannten doppelstöckigen Betten aus

Holz. Als wir eintrafen, war diese Baracke noch leer, und wir suchten uns die Ecke gleich links neben dem Eingang aus, die an der Schmalseite ein großes Fenster besaß. Um diese Ecke verschoben wir unsere vier Doppelbetten so, daß sich daraus eine abgeschlossene Wohngruppe ergab; eine schmale Lücke dazwischen war der Zugang zu ihr. Später verhängten wir die Außenseiten unserer Betten mit irgendwelchen Tüchern und Decken, die wir 'organisiert' hatten; dieses Wort wurde zum Schlagwort, und war ein fester Begriff unseres Lagerlebens, und wenn irgend einer irgend etwas irgendwoher bekommen hatte, erhielt man auf die verschiedensten Fragen immer nur die eine Antwort: „Hab ich organisiert.“ Doch davon später mehr.

In unseren Betten lagen wir auf einer Strohschüttung und deckten uns mit Papierdecken zu; sie bestanden aus weißen Zellwatteeinlagen, und waren mit hellbraunem Krepp-Papier abgesteppt. Wir blieben nicht lange allein in dieser Baracke. Noch am gleichen Tag und tags darauf wurden weitere Flüchtlinge eingewiesen. Als alle Betten belegt waren, zählte ich vierundzwanzig Personen, davon siebzehn Kinder. Nur sieben Personen waren Erwachsene, und trotzdem war es schwer, sich zu vertragen. Mißtrauen war weit verbreitet, und jeder befürchtete, von jedem übervorteilt zu werden. Mutti wurde zur Barackenältesten gewählt. Ihr oblag es, Streitereien zu schlichten, Unstimmigkeiten zu bereinigen und den Blockältesten zu Rate zu ziehen, wenn sie mit ihren Bemühungen erfolglos geblieben war. Außerdem hatte sie die Aufgabe, die täglich angelieferten Rationen der Kaltverpflegung wie Milch, Brot, Butter und Wurst oder Käse gerecht zu verteilen. Allein diese Verteilung war oft Anlaß ärgerlicher Szenen. So - zum Beispiel - wurde die Butter in

Form eines länglichen Barrens als ein Stück angeliefert, und Mutti mußte ihn nun in vierundzwanzig exakt gleiche Teile auseinanderschneiden. Als sie mit dem Messer durchzuschneiden begann, gingen die Erwachsenen, die alle um sie herumstanden, in gebückte Stellung, um genau verfolgen zu können, ob des Messers Schneide von ihr auch wirklich senkrecht geführt werde. "Das ist aber schräg geschnitten!" rief jemand, "das Stück will ich nicht!" -- Es waren Kleinigkeiten, die das Zusammenleben erschwerten.

Auch reichte der Platz auf dem kleinen Ofen meist nicht aus, um die Milch für die Kleinsten zu erwärmen. Aber trotz allem arrangierte man sich, denn alle hatte ja das gleiche Schicksal ereilt, und wenn siebzehn Kinder und sieben Erwachsene Tag und Nacht in der gleichen Baracke auf engstem Raum zusammenleben mußten, wurde jeder in seinen Ansprüchen und Erwartungen mit der Zeit immer bescheidener. Die wichtigste Mahlzeit war natürlich das Mittagessen, das aus der Lagerküche geholt werden mußte. Für jeden Block wurden Männer und kräftige Burschen eingeteilt, die dann zu zweit mit einer Art Tragholz einen großen, viereckigen Kübel heranschleppten. Oft waren es dicke Suppen oder Eintöpfe, immer aber waren Graupen dabei; gestern Graupen, heute Graupen und morgen wieder Graupen; doch wer Hunger hat, kann sich den Appetit nicht leisten.

"Essen", rief jemand durch die Baracke, und schon begaben sich die Bewohner mit klapperndem Geschirr nach draußen. Die Träger fragten nach der Personenzahl und ebenso viele gefüllte Kellen wurden in die Schüsseln oder Kannen ausgekippt; Deckel drauf und weiter ging's zur nächsten Baracke. Die Träger erhielten zum Lohn eine doppelte Essensration. Das führte dazu, daß ich mich auch mal als

Träger meldete, denn Hunger hatte ich immer und eine zweite Ration - das wäre mal was! Doch ich hatte mich überschätzt: Ein einziges Mal war ich Träger; der Weg von der Lagerküche zu den Baracken unseres Blocks war weit, und der volle Kübel wurde immer schwerer -- für einen Dreizehnjährigen zu schwer.

Tagsüber war es recht ruhig in der Baracke, denn wir Kinder waren natürlich draußen, spielten mit Kindern aus anderen Baracken, streiften über das weitläufige Gelände, um andere Ecken und Winkel zu erkunden. Beim Versteckspiel kroch ich einmal unter eine Baracke, die unweit von der unsrigen entfernt war und zum Teil auf kleinen Betonsockeln stand, weil hier das Gelände uneben war. Dabei entdeckte ich eine fast vollständige Rolle Teerpappe, und sofort dachte ich an unseren Ofen in der Baracke; Heizmaterial war Mangelware, und die zugeteilte Ration Torf war nicht immer ausreichend. Versteckspiel war vergessen, jetzt mußte ich meine Beute nachhause bringen. Es war recht anstrengend, unter der Baracke rückwärts zu kriechen und immer wieder die Rolle mitzuziehen. Dann war's geschafft, und ich packte sie mit beiden Händen und wollte sie zu unserer Baracke schleppen, als nahe bei mir eine donnernde Männerstimme rief: "Laß sofort die Rolle fallen! Die gehört dir nicht!" Doch ich hielt sie fest und rief: „Das ist meine Rolle, die hab ich gefunden!" Jetzt stand der Fremde dicht vor mir, schob mich beiseite und versuchte, die Rolle an sich zu nehmen; "Finger weg! Hau ab und verschwinde!" Doch ich umklammerte mit aller Kraft und meinem ganzen Körper diese meine Beute, als ich Muttis Stimme von weitem hörte: „Was ist da los? Lassen Sie meinen Jungen in Ruhe!" Ihre Stimme kam näher, und ihr Geschimpfe

wurde bedrohlicher so, daß der Fremde von der Rolle abließ und verschwand. Freude war in mir und das Bewußtsein, gesiegt zu haben, weil Mutti mir zu Hilfe gekommen war. Voll Stolz trugen wir die Teerpappe gemeinsam in die Baracke, legten sie unter eines der Betten und rissen im Laufe der Zeit jeweils soviel stückchenweise davon ab, wie wir gerade brauchten, um etwas aufzuwärmen oder zu kochen.

Das übliche Brennmaterial für diese kleinen Kanonenöfen in den vielen Baracken war der Torf, der in Schuppen lagerte, die auf dem ganzen Lagergelände gleichmäßig verstreut errichtet worden waren. Es waren Lattenkonstruktionen, damit von allen Seiten Luft und Wind das Material stets durchlüften und trocknen konnten. Diese offene Bauweise verführte auch dazu, sich unerlaubt zusätzlichen Brennstoff zu beschaffen, indem wir im Schutze der Dunkelheit versuchten, kleinere Stücke mit Hilfe eines abgeboenen Drahts aufzuspielen und zwischen den Latten herauszuziehen. Die Wetterseite war dafür ungeeignet, denn Regen weichte regelmäßig den Torf auf und machte ihn zu nasser Erde.

Am Anfang des Lagerlebens lohnte es sich noch, unter Baracken zu kriechen, um nach Holz- und Bretterresten zu suchen, die beim Aufbau liegengeblieben waren; aber das sprach sich schnell herum, und bald war nichts mehr zu finden.

Für uns wurde dieses Lager Klovermarken zum Wohnort für etwa achtzehn Monate. Hier wohnten und lebten nun an die zwanzigtausend Deutsche, nur Flüchtlinge, und Mutti begann, Ausschau zu halten und sich durchzufragen, ob vielleicht nicht doch der eine oder andere Verwandte dabei sei. Vielleicht hoffte sie auch insgeheim, etwas über unseren Vater in

Erfahrung bringen zu können, der zuletzt als Soldat in einem Wachbataillon in der Tschechoslowakei Dienst getan hatte. Gegen Ende des Krieges, im Februar 1945 traf in Östl.-Neufähr ein Telegamm von ihm ein. Aufgegeben in Grulich lautete es:

„Mir geht's gut – stop – bin unterwegs Richtung Westen – stop – erwarte Post am Reiseende – stop – Günther –stop-.“

Das war das letzte Lebenszeichen, und vier Wochen später gingen wir auf die Flucht.

Nein, Mutti hat ihren Mann und wir Kinder unsern Vater im Lager nicht finden können; aber wir fanden seine Mutter und zwei seiner Schwestern. Tatsächlich lebten Oma Kuhr, Tante Christel und Tante Elsa hier mit uns im gleichen Lager. Die Freude darüber, Verwandte gefunden zu haben, sollte nicht lange anhalten. Schon einmal zeigten sie sich uns gegenüber reserviert, damals in Neufährwasser, und diese Distanz war auch jetzt wieder zu spüren. Mutti erzählte später, Papas Familie sei von Anfang an gegen diese Heirat gewesen, weil Mutti nicht standesgemäß sei. Erstens sei sie nur die Tochter eines einfachen Mechanikers der Danziger Schichau-Werft, und zweitens sei sie evangelisch.

Da Tante Christel ja Lehrerin war, und es eine Lagerschule gab, hat sie hier auch deutsche Kinder unterrichtet. Die Vergütung wurde in Naturalien abgegolten; dazu gehörte auch, daß sie mit ihren Angehörigen in einer dieser schmucken, kleinen Barackenhäuschen wohnen durfte, die sich schon rein äußerlich vom Gros der anderen durch geringere Größe und grau-roten Farbtönen unterschieden. Diese drei lebten also in einer Wohnung für sich allein, mußten den Raum nicht mit

Fremden teilen. Doch die Abneigung war wohl auf beiden Seiten zu groß, als daß wir uns nun öfters besucht hätten. Meines Wissens war keine von den dreien jemals bei uns in der Baracke gewesen, und ich habe die 'Lehrerbaracke' nur einmal von innen gesehen, das war, als wir uns wiedersah.

Im Lager wurde später auch eine Oberschule eingerichtet, und ich besuchte die Klasse 2d. Bis es soweit war, hatten wir aber noch jeden Tag 'Ferien', und es war wohl gut und auch erwünscht, daß sich die Lagerkirche der Kinder und Jugendlichen annahm. Lagerpfarrer Grimme war ein lebenswürdiger Herr, und sonntags trafen wir uns zum Gottesdienst in einer Baracke, die in einen Kirchenraum umgewandelt worden war. Während der Woche gab's Kommunion- und später Firmunterricht. Am 28. April 1946 erhielten meine Schwestern Ursula, Marietta und Lieselotte durch Lagerpfarrer Grimme in Klovermarken die Erstkommunion; Schwester Richarda erhielt sie am 15. Mai 1947. Meine Schwester Brigitta und ich, die wir schon älter waren, hatten dieses Fest noch in Groß Lesewitz gehabt; Siegfried war noch zu klein dafür. Nach der Kommunionfeier trafen sich alle mit ihren Angehörigen und dem Pfarrer in einem kleinen Nebenraum, wo es etwas zu essen und zu trinken gab; es waren Brotscheiben mit verschiedenen Wurst- und Käsesorten, in einer Auswahl, wie wir sie nicht kannten. Diese Brotscheiben waren alle diagonal geschnitten, das ergab eine ungewöhnliche Form, die mir sofort gefiel, weil man die dadurch entstandenen spitzen Ecken mit großem Biß herzhaft abbeißen konnte.

Neben Pfarrer Grimme gab es noch Pater Jung; einen etwas kleinen, rundlichen Geistlichen mit einer Igelfrisur. Auch er gehörte zur Lagerkirche, war von Hause aus wohl

Jesuitenpater. Er nahm sich vor allem der Jungen an. Wir trafen uns in regelmäßigen Abständen, und er erzählte uns von der Marianischen Kongregation, in die Jungen als 'Knappen' eintreten könnten, wenn sie ein Gelübde abgelegt hätten. Dann sprach er von den Tugenden eines Knappen, als da seien: Treue, Tapferkeit, Hilfsbereitschaft, Lerneifer und anderes mehr. Besonders legte er uns die helfende und höfliche Art gegenüber Mädchen und Frauen ans Herz. Ich war dreizehn; ein Alter, in dem ein Junge schon von seiner Entwicklung her dafür zu begeistern war. Feuer und Flamme war ich, und ich wollte ein solcher Knappe Mariens werden und überall für diese edlen Tugenden eintreten.

Als dann noch am 19. September 1946 durch den Bischof Theodor Suhr die ganze Familie einschließlich Mutti außer Lieselotte und Siegfried gefirmt wurden, und ich mir als Firmennamen den Erzengel Michael erwählte, da war ich überzeugt, auch noch ein glühender Anhänger Mariens zu werden. Und der Tag kam, an dem ich zum Knappen geweiht werden sollte. Ich hatte das Beste an, was ich an Kleidung besaß, Pater Jung stand vor uns in der Lagerkirche, wir sangen, er hielt eine Ansprache, und nahm uns das Gelübde ab. Dann heftete er auch mir eine Anstecknadel an, auf der die Insignien Mariens - ein M mit einer Krone darüber - aufgebracht waren und reichte mir die Hand; wir schauten uns ernst in die Augen, von Mann zu Mann, dann legte er seine Hand auf meine Schulter, und ich spürte ein unaussprechliches Glücksgefühl und wußte: Nun bist du ein Knappe der Gottesmutter Maria. Später, in ein paar Jahren - sagte man - könne ich dann zum Ritter geschlagen werden. Das zu erreichen, nahm ich mir fest vor, doch die Zeitläufe verliefen etwas anders.

Als der Sommer zuende war, und auch der Herbst zur Neige ging, war es draußen kalt geworden, und drinnen in den Baracken wurde es auch nicht besonders warm. Vor allem, wenn ein kalter Wind pfiff, kamen wir aus unsern Kleidern auch nachts nicht heraus; die Leistung des kleinen Kanonenofens war zu schwach. Oft blieben wir dann den ganzen Tag in der Baracke, siebzehn Kinder im Alter zwischen zwei und sechzehn Jahren; da war allerhand los!

Ich weiß nicht mehr, wer auf die Idee kam, Kasperle zu spielen; auf jeden Fall war sie großartig. Wir zeichneten die bekanntesten Figuren wie Kasperle, Seppl, Teufel, Großmutter, Gretel und ein paar Tiere auf einen Kartonstreifen, malten sie mit kräftigen Farben an und schnitten sie aus. Dann besorgten wir uns kleine, dünne Hölzchen, die wir an einem Ende etwas aufschlitzten. In diese Schlitzte klemmten wir unsere Pappfiguren, die zumeist im Profil dargestellt waren und fertig war das Kasperletheater. Wir lagen bäuchlings am Fußende des Oberbetts, und im Mittelgang der Baracke stand unser Publikum; so spielten wir ein um das andere Mal Theater. Die Akteure wechselten, und schon wurde ein neues Stück aufgeführt. Später kamen dann noch Kulissen hinzu, und für eine ganze Weile kamen wir so gut über den Winter.

Eines Morgens war mein Bett naß, und ich spürte, wie ein Stück der Papierdecke aufgeweicht war. Ich wollte es vertuschen, legte mich drauf und versuchte, die feuchte Stelle zu trocknen. Als es öfters passierte, merkte es Mutti, und nun war es heraus: Ich war Bettnässer. Zunächst zog ich vom oberen Bett ins untere, doch es half nichts, und Mutti redete mit dem Lagerarzt; der meinte, ich sollte für ein paar Tage ins Krankenhaus; das befand sich aber vier bis fünf Kilometer vom

Lager entfernt in der Stadt. Es war das Frederiksberg-Hospital in Nyelandsvey, einem Vorort von Kopenhagen.

Wie Mutti und ich dorthin gelangt sind, ob zu Fuß oder mit der Straßenbahn, weiß ich heute nicht mehr; ich weiß nur, daß es ein großes Gebäude war, in dem sich ein langer Saal im zweiten Stockwerk befand. Darin standen etwa zwölf Betten, die fast alle mit Jungen meines Alters belegt waren; nur ein Junge war älter: Er war' achtzehn, konnte aus einem unbedeutenden Stück Holz wunderschöne Hunde, vor allem Schnauzer schnitzen und war der Liebling der jungen Krankenschwester. Jedesmal, wenn wir unter ihrer Aufsicht mit dem Duschen fertig waren und zum Ankleiden gingen, blieben dieser Junge und die Schwester noch im Duschaum zurück, worüber wir uns natürlich so unsere Gedanken machten. Ansonsten war es stinklangweilig im Krankenhaus. Etwa drei Wochen war ich nun schon dort, und nicht ein einziges Mal hatte ich ins Bett gemacht. Da konnte ich wieder ins Lager zurück, und der Arzt meinte, die Blasenentzündung sei ausgeheilt und Wärme bei Nacht würde genügen, um nicht rückfällig zu werden. Mutti sorgte für die erforderliche Wärme durch eine zusätzliche Decke, und damit war das Thema erledigt.

Dieses Krankenhaus war aber auch für die Behandlung anderer Krankheiten Anlaufstation, sofern der Arzt im Lager dies für erforderlich hielt und deshalb eine Bescheinigung ausstellte. Damit ging man zur Lagerverwaltung und erhielt einen Passierschein. Mit diesem Schein durfte man das Lager verlassen, mußte aber vor Anbruch der Nacht wieder zurück sein. So bin ich im Laufe der Zeit einige Male aus dem Lager in die Stadt gekommen, als Patient oder als Begleitperson eines meiner Geschwister. Wir sind zu Fuß gegangen, weil dies

einträglicher war; denn nach dem Aufsuchen des Krankenhauses beeilten wir uns, in die Hauptgeschäftsstraße zu kommen. Hart am Randstein gingen wir entlang und blickten konzentriert auf den Asphalt. Jede Zigarettenkippe und jeden Zigarrenstummel hoben wir auf und steckten sie in unsere Taschen. Wir fanden schnell heraus, daß vor großen und vornehmen Geschäften mit teuren Auslagen die größte Beute zu holen war; manchmal lagen da dicke Zigarren, die kaum angeraucht waren. So ein Spaziergang durch die Stadt lohnte sich immer. Im Lager haben wir dann den Tabak aus dem Papier geholt und die Zigarren fein geschnitten; das alles wurde luftig durchmischt und in einem Papier oder Tuch aufbewahrt.

Immer wieder kamen Männer, die auch Lagerinsassen waren, zogen von Baracke zu Baracke und hatten verschiedene, selbstgemachte Sachen dabei, die sie gegen Tabak eintauschen wollten. Einer hatte schön verzierte Holzkästchen, der andere aus Weidenholz geschnitzte Vögel mit gespreizten Flügeln und Schwanzfedern, und wieder einer bot Holzpantoffeln an, die er selbst gefertigt hatte aus Rundholz, einem Stück grauer Militärdecke als Bezug, den er mit Krampen befestigte, die er sich aus Stacheldrahtresten zurechtgebogen hatte.

Später konnte man auch Passierscheine bekommen, wenn man nicht ins Krankenhaus mußte. Offensichtlich hatte die dänische Lagerleitung mit dem Verhalten der deutschen Flüchtlinge überwiegend gute Erfahrungen gemacht, zumal es ja meistens Frauen, Jugendliche und Kinder und nur zu einem geringen Teil Männer waren. Es genügte also, zu sagen, daß man in der Stadt etwas zu erledigen habe, um das Lager verlassen zu dürfen. An einem solchen Tag habe ich versucht,

Birgit und ihre Mutter aufzusuchen. Dazu mußte ich aber zuerst jene Schule wieder ausfindig machen, in der wir vom deutschen Militär nach unserer Schiffsankunft einquartiert worden waren. Das war nicht leicht, und ich weiß nicht, wie lange ich gesucht habe. Aber schließlich fand ich sie doch, weil der für eine Schule verhältnismäßig schmale und hohe Bau und der mit Bäumen bestandene Pausenhof davor mir noch gut in Erinnerung waren. Jetzt, da ich die Schule gefunden hatte, war es nicht schwer, aus der Erinnerung heraus jenen Weg abzugehen, den Birgit mit mir gegangen war, um zu ihrer Wohnung zu gelangen. Ich war aufgeregt, als ich die Treppe hinaufging und an der Türe rechts klingelte. Es regte sich nichts. Ich klingelte nochmals, doch es war vergeblich. Sehr lange habe ich dann noch gewartet, doch nichts geschah. Da bin ich wieder gegangen.

Später, nach Wochen, habe ich es nochmals versucht; doch niemand öffnete. Als ich gerade gehen wollte, ging links die Türe der Nachbarwohnung auf, eine Frau sah mich freundlich an und sprach zu mir. Doch ich zuckte die Achseln, denn ich verstand ja kein Wort. Ich hatte das Gefühl, als wollte sie mir zu verstehen geben, daß die Familie Hansen weggezogen sei. So waren meine Anstrengungen, Birgit wiederzusehen, umsonst gewesen, und das stimmte mich traurig.

Ende Mai 1947 war es wieder mal so weit: Wir mußten das Lager wechseln. Die 'Oberschule des Lagers für deutsche Flüchtlinge in Kloevertmarken (Dänemark)' stellte mir ein Zeugnis über die zweite Hälfte des Schuljahres 1946/47 aus, datiert vom 21. Mai 1947 und unterschrieben von der Klassenlehrerin Anna Albrecht, Mittelschullehrerin. Darin waren Noten aufgeführt für die Fächer Erdkunde, Naturkunde,

Gymnastik, Deutsch, Englisch und Rechnen; und unter Bemerkung stand:" W. verläßt mit diesem Zeugnis die Schule in Klovermarken". Auf der Rückseite wurde wenig später der weitere Verlauf meiner schulischen Laufbahn dokumentiert: "Auf Grund umstehender Leistungen wird Wolfgang Kuhr nach Klasse 3 versetzt; Oksböl, 28.6.1947", gez.Unterschrift. Oksböl war der Name des Lagers, in das wir nach Klovermarken gebracht worden waren. Es war eine längere Reise und diesmal in Bussen. Von Klovermarken, durch Kopenhagen ging es Richtung Westen; wir verließen die Insel Seeland, wurden mit einer Fähre auf die Insel Fünen übergesetzt , und nach insgesamt dreihundertfünfzig Kilometern endete die Fahrt vor den Toren des Lagers Oksböl, das etwa zwanzig Kilometer nordwestlich von Esbjerg und neunzig Kilometer von der deutschen Grenze entfernt in Jütland liegt.

### Oksböl

Oksböl war noch größer als Klovermarken. Man sprach von dreißigtausend bis fünfunddreißigtausend Flüchtlingen. Im Gegensatz zu Klovermarken war das Gelände uneben, von Sanddünen durchsetzt, und kleine Waldstücke mit jungem Kiefernbestand waren verstreut anzutreffen. Natürlich war wieder der Lagerzaun vorhanden, wenn auch nicht doppelt und auch nicht so erschreckend hoch, aber doch eine Grenze, die uns wissen ließ, wie weit der Auslauf war. Die Baracken waren größer und anders konstruiert. So gab es in der Mitte einen Flur mit Türen an beiden Schmalseiten. Vom Flur aus gelangte man in einzelne in sich abgeschlossene Räume. Das war immerhin eine Verbesserung, denn nun waren wir für uns

allein in einem Raum. Ansonsten glich das Lagerleben dem in Kloevertmarken, an das man sich schon so gewöhnt hatte, daß nichts Besonderes mehr daran zu entdecken war. Was in der dortigen Lagerschule ablief, schien so unbedeutend gewesen zu sein, daß ich mich an Einzelheiten überhaupt nicht mehr erinnern kann. An drei andere Begebenheiten kann ich mich noch erinnern. Da gab es zum einen jenes kleine Waldstück, wo ich ab und zu hinging, nicht um zu spielen, sondern um mit den bloßen Händen die vielen Tannennadeln zusammenzuschieben. In der Baracke haben wir damit den Ofen erhitzt, um uns irgend etwas Eßbares aufzuwärmen, denn Brennmaterial war auch hier äußerst knapp und in den warmen Monaten überhaupt nicht zu bekommen. Mit der Zeit war der Waldboden wie blank gefegt und trockene Ästchen an den noch jungen Bäumen gab es schon lange nicht mehr.

Eines Tages tat ich mich mit einem Jungen zusammen. Wir beobachteten, wie eine Ladung Speisekartoffeln zur Lagerküche angeliefert wurde, die sich nicht weit von unserer Baracke befand. Es war ein massives Gebäude mit einem Keller, aus dem seitlich an der Außenmauer ein großes, rundes Rohr schräg herausschaute, das mit einem Holzdeckel abgedeckt war. Hier hinein schaufelten zwei Männer eine ganze Lkw-Ladung Kartoffeln. Beim Zuschauen kam uns eine Idee. Wir besorgten uns einen langen Draht, dessen Ende wir solange an einem Stein schliffen, bis es spitz war. Das andere Ende bogen wir zu einer Art Handschlaufe und versteckten ihn vorerst unter der Baracke. Als es dunkel wurde, machten wir uns ans Werk. Mit dem Draht schlichen wir zu jenem Rohr, nahmen den Holzdeckel ab und führten ihn ein. Wir stießen erstaunlich schnell auf die frisch angelieferten Kartoffeln, spießten jeweils eine auf und begannen, sie heraufzuziehen.

Das war gar nicht so leicht, denn manche rutschten wieder ab, andere eckten irgendwo an und fielen vom Draht, und manchmal mußten wir alles liegen lassen und uns verstecken, wenn wir Stimmen hörten, und Menschen in die Nähe kamen. Alles in allem war es anstrengend und ein ganzes Stück Arbeit. Doch irgendwann hatten wir unsere Hosentaschen voll; der Draht wurde wieder versteckt, und jeder ging in seine Baracke, wo tagsdrauf das Kartoffelessen beginnen konnte.

Wenn ich's mir recht überlege, waren die Menschen in Oksböl doch anders als in Klovermarken. Ich weiß nicht, woran es lag, aber die Kinder waren frecher und vor allem die älteren waren aggressiv und gewalttätig. Im Lager sprach man darüber, daß sich kleine Banden gebildet hätten. Eines Tages kam ich aus der Baracke und hörte draußen meinen kleinen Bruder schreien. Ich sah, daß er von einigen Burschen umringt war, die sich abwechselnd an ihm zu schaffen machten; sie verhöhnten ihn und schubsten ihn hin und her. Ich lief auf sie zu und rief im Laufen, sie sollten meinen Bruder in Ruhe lassen. Doch das nützte nichts. Mir wurde klar, daß ich gegen sie nichts ausrichten würde, drehte um und holte eine Eisenstange hervor, die ich für alle Fälle stets in meinem Versteck bereithielt. Mit beiden Händen packte ich sie und schwang sie im Laufen drohend vor mir her. Das wirkte. Als ich bei meinem Bruder war, hatten die anderen das Feld geräumt. Ein paar Drohungen schickte ich ihnen noch hinterher, dann gingen wir nachhause; es war ihm nicht viel passiert, doch er mußte mir versprechen, nicht mehr allein fortzugehen. So wurde ich zum Hüter meines kleinen Bruders, und ich mußte es noch eine Reihe von Jahren sein, was mir oft lästig war, aber dennoch getan werden mußte.

Am 24. Juni 1947 war auch in Oksbol das Fest der Firmung, an dem meine Schwester Lieselotte durch denselben Bischof wie in Kloevertmarken gefirmt worden ist. Zu dieser Zeit machte ein Gerücht im Lager die Runde: Die Rückkehr nach Deutschland stünde bevor. Und wiederum gerieten wir in Aufbruchstimmung. Niemand wußte etwas Genaues, keiner kannte die Lebensumstände in Deutschland; Hoffen und Bangen vermischten sich mit vielen Fragen, auf die niemand eine Antwort geben konnte. Wiederum sollten wir in eine unsichere Zukunft gehen. Daß wir wieder zurückkämen nach Deutschland, beruhigte die Älteren, doch sie wußten auch, daß es nicht die Heimat sein werde, aus der sie geflüchtet waren; denn da lebten nun Russen und Polen.

Irgendwann im September 1947 war es dann soweit: Es hieß packen und sich bereithalten für die große Reise, und viele waren voller Mut und Hoffnung und sie sagten sich: Wenn es schon nicht unsere Heimat ist, so ist es doch Deutschland, und da gehören wir hin. Bevor wir das Lager verließen, mußten wir noch in einer bestimmten Baracke zur 'Entlausung'. Wanzen und Flöhe waren nichts Besonderes, aber den Kleiderläusen wollte man den Garaus machen, und so mußten wir uns in Reihe aufstellen und an Schwestern vorbeigehen, die uns vom Hals her mit einem weißgrauen und übel riechenden Pulver in die Kleider stäubten mit Hilfe eines kleinen Blasebalgs. Mit Bussen wurden wir aus dem Lager gebracht und fuhren - wenn ich es noch recht in Erinnerung habe - zum Bahnhof im dänischen Kolding. Dort stand ein langer Zug mit vielen Personenwaggons. Er sah aus, wie eine Riesenschlange und vorne rauchte und fauchte ein schwarzes Ungetüm. Es dauerte lange, bis der Zug mit den vielen Menschen angefüllt

war. Dann aber wurden die Türen geschlossen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Es sollte eine lange und ermüdende Reise werden.

### Biberach und Hechingen

Nach zwei Stunden Fahrt hieß es, wir seien nun in Deutschland. Ich verschaffte mir im Gang einen Platz am Fenster, weil ich sehen wollte, wie dieses Deutschland denn aussähe; doch ich konnte keine Besonderheiten feststellen; Brücken, Wasser, Flüsse, Wälder, Bäume, Wiesen, Äcker und Sand, das alles kannte ich schon von Dänemark; das einzige, was anders zu sein schien, waren wohl Größe und Bauweise der Häuser. Immer wieder hielt dieser lange Zug auf offener Strecke, wahrscheinlich, um die fahrplanmäßigen Züge nicht zu behindern. Wir fuhren durch das damalige Restdeutschland von Nord nach Süd. Der Tag ging zur Neige, und wir erhielten Kaltverpflegung. So abwechslungsreich diese Zugfahrt auch war, so erlahmte mit der Zeit mein Interesse. Die Nacht kam, und wir alle schliefen auf den hölzernen Sitzbänken ein. Als ich aufwachte, wurde es wieder hell, ein neuer Tag brach an, und der Zug fuhr immer noch. Dann kam irgendwann die Endstation: Biberach a.d. Riss, und wir wurden in ein Auffanglager gebracht. Als ich sah, wie wir auf Baracken zufuhren, war ich enttäuscht und wütend: schon wieder Baracken und das als Deutsche in Deutschland. Doch es hieß, wir würden nur kurze Zeit dort verbringen, um dann in die einzelnen Städte und Dörfer verteilt zu werden. Und so war es auch.

Bald verließen wir wieder Biberach und erreichten die Kreisstadt Hechingen. Am Stadtrand in der Unterstadt standen ein paar Baracken, und wieder hieß es, der Aufenthalt sei nur vorübergehend und sehr kurz. Das beruhigte. Aber das Gelände war eingezäunt, wenn auch nur mit einem halbhohen Jägerzaun-, doch die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß Zäune stets Eingrenzung bedeuteten und eine Beschneidung der Freiheit sind, und daß ihre Mißachtung unangenehme Folgen hätte. Schon am ersten Tag lernte ich einen gleichaltrigen Jungen in diesem Lager kennen. Er und seine Familie stammten auch aus der Danziger Heimat, hatten auch zweieinhalb Jahre Lagerleben in Dänemark hinter sich und warteten nun wie wir auf die Einbürgerung in Süddeutschland. Er hieß Hans, und ich hatte schnell Kontakt zu ihm gefunden; auch unsere Mütter schienen sich gut zu verstehen.

Tags darauf hielt ich es im Lager nicht mehr aus. Ich nahm Hans mit, und wir gingen zum Einfahrtstor und wollten den Lagerleiter sprechen. Ich klagte ihm mein Leid und meinte, ich könne es nicht verstehen, daß hier in Deutschland auch Zäune seien wie in Dänemark. Zuerst schaute er mich unverständlich an, dann zog ein Lächeln über sein Gesicht, und er fragte: "Wo ist denn hier ein Zaun?" "Na der aus Holz, um das ganze Lager herum!" "Und was stört dich daran?" "Daß wir wieder eingesperrt sind!" Da begriff der Lagerleiter meine Befürchtung, erfaßte schnell die Situation, und sagte mit fröhlicher Miene und wohltuenden Worten: "Mein Junge, kein Mensch will dich einsperren. Schau da vorne das Tor, es ist Tag und Nacht auf, und du kannst gehen und kommen, wann du willst und so oft du willst. Probiers!". Da nahm ich Hans am Arm, und wir stürmten zum Tor hinaus, die Straße hinunter

und gelangten an eine Obstbaumwiese. Ich schaute zurück, und das Lager lag bereits ein gutes Stück von uns entfernt. Ich konnte es nicht fassen: Ich sah nichts, was mich aufhalten wollte; keinen Zaun, keine Mauer und keinen Stacheldraht. Doch in mir war immer noch dieses einengende Gefühl, das sich noch nicht auflösen schien. Das Gelände dieser Baumwiese stieg an, und während Hans und ich hinauf stürmten, war ich sicher, auf einen Zaun zu stoßen, wenn wir oben ankämen. Doch da war kein Zaun, und die Freude darüber geriet zur Ausgelassenheit. Wir liefen weiter; es ging hinab, und wir ließen uns ins Gras fallen, rollten den Hang hinunter und waren ganz aus dem Häuschen. Und wieder stieg das Gelände an, und wieder war da derselbe Gedanke: Aber jetzt kommt ein Zaun; irgendwann muß ja der Zaun kommen! Aber ich sah keinen, und ganz allmählich begriff ich, daß meine Befürchtungen unnötig waren, und ich erlebte, was Freiheit ist und was sie bedeutet. Wir liefen weiter, gingen und liefen und immer weiter, und mir kam es so vor, als würden wir in die Unendlichkeit gehen, und in mir fühlte ich unbändige Freude, und mein Herz wurde weit.

Auf dem Rückweg waren wir beide so ausgelassen, daß wir uns unaufhörlich jenen so lustig klingenden schwäbischen Dialekt zuriefen, mit dem wir erst seit einigen Tagen in Biberach und nun in Hechingen konfrontiert worden waren; Bruchstücke des Schwäbischen waren es, die wir aufgeschnappt hatten, wie: Grüß Gott, gell, ha noa, ha jo! wia gohts? und ein paar mehr.

## Leben in Boll

Tage danach bemerkte ich, wie ein Pferdefuhrwerk ins Lager einfuhr. Es war einer jener Leiterwagen, wie sie die Bauern früher hatten, um Heu und Getreide einzufahren. Zwei Pferde zogen ihn, und der Bauer fragte uns, wo hier die Familie Kuhr sei.

An diesem Tag endete für uns endgültig das Barackenleben. Der Bauer sprach mit Mutti, sagte, er solle uns abholen und nach Boll bringen. Aufgeladen war schnell: Wir hatten immer noch die Rucksäcke, mit denen wir auf die Flucht gegangen waren, dazu einen schäbigen und fast verschlissenen Koffer sowie ein paar kleinere Gepäckstücke. Mit uns zusammen hatte alles auf dem Leiterwagen Platz, und so fuhren wir aus dem Lager hinaus, durch die Stadt und erreichten freies Gelände. Bald lag vor uns eine Ansammlung von Häusern; das - so erklärte uns der Bauer - sei das Dorf Boll. Einsam und verschlafen schien es dazuliegen, von drei Seiten durch hohe, bewaldete Bergrücken eingerahmt. Davor erhob sich rechts von uns ein spitz zulaufender bis oben hin bewaldeter Berg, auf dem wir ein stolz anfragendes Schloß entdeckten: die Burg Hohenzollern. Knapp zwei Kilometer fuhren wir auf der schmalen, von vielen Obstbäumen gesäumten Landstraße, die wegen mehrerer Bodenwellen auf- und abwärts verlief, bis wir die ersten Häuser erreicht hatten.

Es mußte sich in dem kleinen Dorf wohl schon herumgesprochen haben, daß eine Flüchtlingsfamilie mit sieben Kindern ankommen werde, denn als wir von der Dorfstraße abbogen in einen kleinen Weg, sahen wir in viele neugierige Gesichter, die am Weg herumstanden. Der Wagen

hielt vor einem ansehnlichen Misthaufen, den weder Auge noch Nase verleugnen konnten. Rechts von ihm befand sich ein etwa drei Meter breiter Zugang zu einem Scheunentor. Parallel dazu stand ein kleiner, schmaler Anbau mit einem niedrigen Fenster und einer Eingangstür. Sie stand offen, und ich sah, daß eine einfache Holzterappe unmittelbar dahinter nach oben führte von der Art, wie sie in Bauernhäusern vom ersten zum zweiten Dachboden üblich ist.

Das also sollte unser neues Zuhause werden. Wir stiegen vom Leiterwagen, packten unsere Bündel und gingen auf die Behausung zu, als der Bürgermeister kam, um uns zu begrüßen. Er sprach mit Mutti eine Weile, und sie schien erhebliche Verständnisschwierigkeiten wegen des schwäbischen Dialekts zu haben. Uns Kindern erging es nicht anders. Die herumstehenden Dorfbewohner verhielten sich scheu und stumm, und nachdem der Bürgermeister wieder gegangen war, verschwanden auch sie nach und nach. Wir Kinder erkundeten die Räumlichkeiten: Unten waren ein Zimmer mit zwei Betten und das Plumpsklosett, so eines mit Holzkasten und Holzdeckel und darunterliegender Grube, die immer dann spätestens auszuschöpfen war, wenn es hinterm Haus überzulaufen begann. Oben befanden sich ein weiterer Raum mit zwei Betten, dessen eine Wand an die Scheune grenzte, eine winzig kleine Küche mit sehr altem Kohleherd und eine Wohnstube mit Kachelofen, Tisch, Sitzbank und weiteren zwei Betten. Wenn man diesen Raum durchschritt, kam man unwillkürlich fast ins Laufen, so schräg war der Boden, und unser neues Zuhause hatte dann auch ganz schnell seinen Namen: ‚Villa Fallum‘.

Dieser Anbau, der an die Scheune angebaut war und im Grundriß etwa sechs mal fünf Meter Betrug, schien schon sehr alt und verwohnt zu sein. Er diente früher mal als Altenteil. Hier begann nun wirklich für uns die Stunde Null. Außer zwei Federbetten und ein paar Kochtöpfen, einer Pfanne und etwas zusammen gesammeltes Geschirr, die hilfsbereite Einwohner wohl gespendet hatten, war nichts vorhanden. Unser Nachbar, ein Bauer, der auch der Eigentümer war, erlaubte uns, die Strohsäcke zu füllen. Mutti hatte sicherlich gehofft, etwas bessere Verhältnisse in Deutschland anzutreffen. Die Stimmung war alles andere als fröhlich; es fehlte an allem. Zwar wohnten wir jetzt für uns alleine und in mehreren Räumen, was sicherlich ein Fortschritt war gegenüber dem Barackenleben, andererseits wurde keine Kaltverpflegung und kein warmes Mittagessen frei Haus geliefert. Hinzu kamen die vielen Behördengänge, die von Mutti erledigt werden mußten: zum Rathaus, aufs Landratsamt, zur Suchstelle des Deutschen Roten Kreuzes, zur Caritas und zu anderen Wohlfahrtsverbänden. Die Tage waren angefüllt mit vielen Laufereien, und eigentlich weiß ich gar nicht, woher Mutti Geld bekam, um für so viele das tägliche Essen bestreiten zu können.

In dieser schweren Zeit, da Not ja auch bei den Einheimischen herrschte, vor allem bei den Städtern, konnten wir froh sein, auf dem Land zu leben. So gab es doch eine Reihe hilfsbereiter Menschen im Dorf, die ohne Neugier und ohne lange zu fragen vorbeikamen und die verschiedensten Dinge einfach abgaben und wieder gingen. So kamen wir zu weiteren Federbetten, Leintüchern, Wäsche und Geschirr, und manches Stück Bauernbrot, Butter, Wurst und Speck bereicherte unsere Mahlzeiten. Als dann im Spätherbst das Hausschlachten

begann, erhielten wir manchmal auch in einer Milchkanne jene fette Metzelsuppe, die beim Bauern in einem großen Kessel schwappte, in dem die Innereien, die Würste und das Kesselfleisch gargekocht wurden.

Eines Morgens wachte ich an einem ohrenbetäubenden Quieken, Grunzen und Schreien auf. Ich schaute durch das rückwärtige Fenster der Kammer in den Innenhof des Bauern Löffler: Dort lief ein großes und fettes Schwein herum, das an einem der Hinterläufe einen Strick hatte, der mit beiden Händen von einem Mann gehalten wurde. Daneben stand Bauer Löffler und verfolgte jede Bewegung seiner Sau. Etwas verdeckt trug er eine große Axt bei sich. Während der eine am Strick zog, versuchte der andere vor den Kopf des Tieres in eine gute Position zu kommen. Dann schwang er seine Axt, um mit deren stumpfen Ende den Schädel zu treffen. Das Tier brüllte schrecklich, so daß es mir durch Mark und Bein ging, fiel um, zappelte mit allen vier Läufen, um dann wieder aufzustehen. Das Schauspiel begann erneut. Und wieder sauste die Axt hernieder und schlug mit dumpfem Schlag auf dem Schädel auf. Das Schwein fiel lautlos um, und während seine Beine noch zuckten, war die Bäuerin zur Stelle und rührte mit der bloßen Hand das warme, dampfende Blut, nachdem der Bauer zuvor mit dem Messer in den Hals gestochen hatte. In der Nähe stand ein großer Kessel randvoll kochenden Wassers. Nachdem das Tier ausgeblutet war, rollten es die Männer in einen länglichen Holztrog, der auf dem Boden stand. Dann gossen sie mehrere Eimer kochendes Wasser drüber und begannen, das Borstentier von seinen Borsten zu befreien, indem sie immer wieder heißes Wasser über die Haut schütteten und mit Blechschabern und einer Kette auf- und abfuhren.

Danach wurde jeder Hinterlauf an einen eigenen Haken aufgehängt und das schwere Tier an einem senkrecht stehenden Gerüst hochgezogen. Nun begann die eigentliche Arbeit des Schlachters oder - wie man in Süddeutschland sagt - des Metzgers. Auch das erledigte Bauer Löffler in eigener Regie. Die Innereien wurden sorgfältig herausgeschnitten und kamen in das heiße Wasser des Kessels; das Gedärm wurde entleert - was ekelhaft stank - und mehrmals im warmen und kalten Wasser gewaschen, das in mehreren Eimern bereitstand. Auch Kopf und Schwänzlein wanderten in den Kessel. Nun durchschlug der Bauer oben beginnend mit einem Beil den Rücken des Tieres, und teilte es so in die beiden Schweinehälften. Sie wurden nacheinander auf einen Tisch gelegt und später weiterhin zerkleinert in Koteletts, Braten- und Schinkenstücke. Überall standen Schüsseln und kleine Wannen, die voll waren mit Fleischstücken, die noch kurz zuvor zu einem ganzen Schwein gehört hatten. Das Wursten, das sich daran anschloß, war nochmals sehr zeitaufwendig, und der Bauer hatte mit dem Schlachten in aller Frühe beginnen müssen, wenn er abends trotz vieler, fleißiger Hände soweit fertig sein wollte, daß nur noch das Abhängen und spätere Einlegen jener Stücke in Lake zu erledigen war, die anschließend noch in den Rauch kommen sollten.

Ein solches Schlachtfest habe ich später noch ein paar Mal miterlebt, und ich muß sagen, daß mir Kesselfleisch das liebste Fleisch war. Das letzte Schlachtfest erlebte ich viel später. Es war im Herbst 1957 in Grosselfingen, und ich war als blutjunger, lediger Lehrer gerade ein halbes Jahr im Dienst. Familie Sulzer hatte mich eingeladen, und ich nahm diese Einladung gerne an. Ich muß gegessen haben wie ein

'Scheunendrescher'. Einer der erwachsenen Söhne hatte mich wohl beobachtet und kam mit zwei großen, geschälten Zwiebeln auf mich zu: "Herr Lehrer, ich gebe Ihnen einen Rat: essen Sie zwischendurch öfters ein Stück Zwiebel, dann verdaut sich alles besser." Ich tat's, und der Gastgeber hatte Recht; ich fühlte mich nach dem Essen rundum wohl. Übersättigt war ich nicht, aber doch so satt, daß ich erst wieder am übernächsten Tag Lust verspürte, etwas zu essen.

Unser Nachbar, Bauer Löffler, war ein ruhiger und gutmütiger Mann; wenn ich dem kleinen Mann mit seiner gedrungenen Gestalt begegnete, lachte meistens der Schalk aus seinen Augen. Seine Frau war von stiller Natur, die ständig im und um das Haus sich zu schaffen machte. Sie hatten eine kleine Landwirtschaft wie alle Bauern jener Zeit in diesem Dorf: ein paar Äcker und Wiesen, etwas Wald, zwei oder drei Milchkühe, die zugleich auch den Wagen ziehen mußten, ein paar Schweine und eine Schar Hühner. Fast alle waren Landwirte im Nebenerwerb und gingen unter der Woche einer regelmäßigen Beschäftigung nach. So arbeitete Bauer Löffler in einer Schuhfabrik des Nachbardorfes. Traktoren gab es fast keine, auch Pferde waren selten. Boll war ein Dorf mit kleinen, armen Bauern im Nebenerwerb, aber in Zeiten, da es überall in Deutschland an allem mangelte, auch an Grundnahrungsmitteln, waren diese Bauern wiederum reich, weil sie all das hatten, was man täglich braucht, und was so viele andere, vor allem die in der Stadt, so sehr entbehren mußten. Überall in den Dörfern gab es einen lebhaften Tauschhandel an der Haustür: Bettwäsche, Geschirr, Teppiche, Textilien, Kleidung und Schuhe gegen Mehl, Eier, Butter, Speck und Getreide.

In dieser Zeit kämpfte Mutti mit den Behörden. Auf Dauer konnte sie uns mit der Unterstützungshilfe allein, die sie bekam, nicht durchbringen. Man sagte ihr, wenn ihr Mann tot sei, dann könnte sie für sich ein Witwengeld und für ihre Kinder Halbwaisengeld beantragen. Da er aber vermißt sei, ginge dies nicht. Sie solle doch ihren Mann für tot erklären lassen.....

Verständlich, daß Mutti sich lange dagegen gesträubt hatte. Den Ehemann für tot zu erklären, das schien ihr so endgültig zu sein, und sie hat wahrscheinlich lange mit sich gekämpft, ohne mit uns darüber zu reden. Was hätte es denn gebracht ?

Vielmehr versuchte sie, in der nahen Kreisstadt Lehrerkollegen aufzusuchen. Dabei lernte sie einen Herrn Sauter kennen, der Rektor an der dortigen Volksschule war. Er wohnte mit seiner Familie in einem großen, vornehmen, für ihn wohl viel zu großen Haus mit hohen Räumen; es stand in einem parkähnlichen Gelände. Ich war mal mit Mutti dort gewesen und lernte die Frau des Rektors kennen, eine kleine, etwas pummelige Erscheinung, die stets bestrebt war, die Frau Rektor herauszuhängen. Dieser Rektor suchte für sein Haus und seine Frau eine Putzhilfe, und Mutti war sich nicht zu schade, gegen Bezahlung dies zu tun. Und so putzte die Frau eines Hauptlehrers die Räume der Frau eines Rektors; doch außergewöhnliche Zeiten verlangten schon immer außergewöhnliche Maßnahmen.

Inzwischen hatten wir längst unsern Dorfpfarrer Vogler besucht und uns vorgestellt; auch meine Ministrantenkarriere setzte ich in der dortigen Dorfkirche fort und kam an einem Spätherbsttag des Jahres 1947 gerade aus dem Glockenturm, wo ich die Morgenglocke geläutet hatte, als eine fremde Frau

vor mir stand, mich begrüßte und mich einlud, sie doch mal zu besuchen. Als ich wußte, wie sie hieß, und wo sie im Dorf wohnte, ging ich eines Nachmittags zu ihr. Gebäck stand auf dem Tisch, und sie hatte viele Fragen über mich, meine Familie und unsere Herkunft. Da es mir zuviel der Neugierde wurde, beschloß ich, nicht mehr zu antworten und zu gehen. Doch da nahm das Gespräch eine Wende; sie erhob sich, ging zu einer Anrichte, die übervoll war mit aufgestellten Fotografien, nahm ein paar davon und zeigte sie mir. Ich sah einen Jungen meines Alters, dann einen jungen Mann, darauf den gleichen in einem Priestergewand und dann ein Foto, auf dem dieser Mann in Wehrmachtsuniform zu sehen war. Es war ihr Sohn. Sie erzählte von seinem Werdegang, daß es sein Wunsch gewesen war, Priester und Missionar zu werden, daß er eine Ausbildung bei den 'Weißen Vätern' erhalten hatte, einer Ordensgesellschaft von Brüdern und Patres, die ausschließlich in Afrika missionierten, doch dann in den Krieg mußte und an der Front gefallen war. Frau Reinacher weinte, und ich war betroffen. Jetzt war mit klar, warum sie schwarze Kleider trug. Ihr Mann war früh verstorben, und nun auch noch ihr einziges Kind, das die fromme Frau erzog, um es Gott zu schenken.

Aus ihren weiteren Äußerungen entnahm ich, daß sie es liebend gern gesehen hätte, wenn ich in die Fußstapfen ihres Sohnes treten würde. Dabei war das alles gar nicht so weit von meinen eigenen Gedanken entfernt. Immerhin war ich zu dieser Zeit gerade vierzehn geworden, also in der Pubertät, aufgeschlossen für Gefühle und Empfindungen, überfrachtet mit Erlebnissen und Erfahrungen zurückliegender Jahre, die überwiegend negativer Natur waren. Mein Glaube an das Gute in Menschen und meine Hoffnung auf eine bessere Zukunft waren zu schwach ausgeprägt, als daß ich von ihnen hätte

getragen werden können. Zudem verstand es Frau Reinacher, mir das Gemeinschaftsleben bei den Patres inmitten einer Schar gleichgesinnter Jungen so verlockend darzulegen, daß mich der Gedanke nicht mehr losließ.

Wenn ich den Aussagen anderer glauben soll, so war ich eigentlich kein fröhliches Kind und auch nachher kein unbekümmerter Jugendliche. "Du bist zu ernst," sagte man mir öfters; dabei konnte ich auch herzlich lachen, so sehr, daß mir der Bauch weh tat. Doch es stimmte, es war die Ausnahme, und ich fragte mich, woher dies wohl käme. Sicher ist es eine Frage der Veranlagung, aber es war doch vielmehr auch das Ergebnis verschiedener Einflüsse. Ich war zu jung, um das, was in den letzten Jahren auf mich eingestürmt war, verkraften zu können. Und diese Beeinflussung dauerte zu lange, als daß sie hätte kompensiert werden können. So kam es, daß meine Freude am Leben nicht sonderlich ausgeprägt zu sein schien, und als Frau Reinacher mit Mutti gesprochen hatte, war es für mich klar: Ich werde Missionar, um mitzuhelfen, daß die Welt besser werde. Mutti war - ich merkte es nachher - nicht sonderlich begeistert, da sie doch wohl befürchtete, mich zu verlieren.

So fuhren wir in der nächsten Zeit mit der Bahn nach Haigerloch, einem kleinen, wunderschön im Eyachtal gelegenen Städtchen, wo sich das Missionshaus der Weißen Väter befand. Frau Reinacher, die nach dorthin immer noch Kontakte unterhielt, hatte den Pater Superior bereits unterrichtet. Wir wurden in ein Zimmer gebeten, in dem eine für mich fremde Welt zuhause war: Um einen dicken Ast wand sich eine Riesenschlange, auf dem Fußboden lag ein Fell mit

dem Kopf eines Löwen, daneben das eines Zebras. Von der Decke schaute der Kopf einer Antilope, überall standen bunt bemalte Trommeln herum, und an den Wänden hingen geschnitzte Holzmasken und eine Menge Pfeile. Das war mein erster Eindruck von Afrika, als die Türe aufging, und Pater Eisele auf uns zukam. In seinem weißen Gewand mit der Tunika und dem großen Rosenkranz auf der Brust sah er exotisch schön aus. Sein Gesicht schien blaß, fast porzellanfarben; seine Lippen waren schmal, seine Augenlider schräg geschnitten, was dem ganzen Gesicht eine reserviert freundliche und in sich gekehrte asketische Strenge verlieh. Er ließ Mutti reden, dann wandte er sich zu mir: "Ist es dein eigener Wunsch, Missionar zu werden?" "Ja". "Dann sei willkommen bei uns." Als wir das Zimmer verließen, begegneten uns einige Missionsschüler im Treppenhaus. Sie schauten uns an, begrüßten uns aber nicht, und sprachen auch nicht untereinander. Pater Eisele, der uns noch bis zum Ausgang begleitete, bemerkte: "Die haben jetzt im Haus Silentium, das heißt Stillschweigen." Wir fuhren wieder nach Boll zurück, und für mich stand fest: Nach den Weihnachtsferien werde ich in Haigerloch ins Missionshaus eintreten.

Wir alle wurden nicht nur älter, auch der Hunger wurde größer. Brot war in der 'Villa Fallum' stets Mangelware. Manchmal blieb uns nichts anderes übrig, als um Brot betteln zu gehen. Mutti schärfte uns ein: "Wenn ihr etwas kriegt, sagt nicht 'Danke', sondern immer 'Vergelt's Gott'." Uns schräg gegenüber wohnte ein Bauer, der recht viel Vieh besaß. Um in sein Haus zu kommen, mußten wir von außen eine Treppe hinaufgehen. Oben klopfen wir und betraten die große Stube. Ich hatte eine

meiner Schwestern mitgenommen. Am anderen Ende des Raumes standen ein großer Tisch, eine Eckbank und mehrere Stühle. Die Familie war gerade beim Vespere. Auf dem Tisch lag ein angeschnittener Brotlaib riesigen Ausmaßes. "Grüß Gott, können wir ein Stückchen Brot haben, wir haben so Hunger." Der Bauer bewegte von unten her drehend seinen Kopf zu uns, stellte für einen Moment das Kauen ein, um sich gleich wieder demselben hinzugeben. Wir standen wortlos an der Tür. Die Bäuerin schaute den Bauern an, die Kinder uns. Meine Augen wanderten über den Tisch: Rauchspeck, Wurst, ein Krug Most, Gläser und Wasser standen darauf und dann dieser große Laib selbstgebackenes Bauernbrot. Der Bauer hielt abermals inne und schaute uns diesmal länger an, indem er uns musterte von Kopf bis Fuß. Dann aß er weiter. Jetzt wollte ich zu meiner Schwester sagen: „Komm, wir gehen.“ Doch eine Stimme in mir riet zu bleiben: „Bleibt, bis er euch rauswirft!“ Und wir blieben weiterhin wie angewurzelt stehen. Und wieder schaute die Bäuerin den Bauer an. Ein halblautes „He“ kam von ihr, kaum hörbar, und ein brummelndes "Hm" war die Antwort. Damit war die Konversation beendet und ein Einverständnis hergestellt. Sichtlich erleichtert ergriff die Frau Brot und Messer und säbelte zwei kräftige Scheiben ab, wozu sie ihren Arm voll ausstrecken mußte, so groß war der Brotlaib. Entsprechend groß waren auch die Stücke, die sie an die Tischkante schob. "Do", hörten wir sie sagen, und wir beeilten uns, an den Tisch zu kommen, nahmen die Gabe, sagten "Vergelt's Gott" und draußen waren wir. Die Freude war groß, als wir mit soviel Brot daheim ankamen.

An einem Sonntagvormittag war ich oben in der Wohnstube und hörte, wie unten an der Haustüre eine fremde Stimme

etwas rief. Meine ältere Schwester Gitta stand oben am Geländer und rief: "Was meinen Sie?" Darauf die Frau: „ Zu Messe komm!". Ich war ebenso verdutzt wie meine Schwester und dachte: Hier will uns jemand auffordern, in die Messe zu gehen, also in die Kirche. Da machte die fremde Frau eine typische Handbewegung, und wir verstanden sofort: Wir sollten zum Essen kommen. Mutti war inzwischen auch an der Treppe und meinte, ich, der Vielfraß sollte ruhig mitgehen; doch die Frau wollte zwei Kinder mitnehmen, und so ging noch eine meiner Schwestern mit. Etwa nach hundert Metern betraten wir ein einfaches Bauernhaus, gingen die Treppe hinauf und standen in der Küche. Der Bauer saß schon am Tisch, und eine Frau machte sich noch am Herd zu schaffen: Mit einem Blechsieb zog sie lange, dünne Nudeln aus kochendem Wasser und legte sie in eine Suppenterrine. Wir begrüßten unsere Gastgeber und wurden an den Tisch gebeten. Da standen alle auf, wir auch, und die drei Erwachsenen beteten ein Tischgebet. Dann setzte man sich, die Suppe wurde ausgeteilt, und wir löffelten und schlurften die langen Nudeln in uns rein. Danach gab es noch Fleisch, Spätzle und Soße; ich weiß nur, daß mir dieses Sonntagessen sehr gut geschmeckt hatte. Als alle mit dem Essen fertig waren, stand die Bäuerin auf und begann das Dankgebet zu sprechen, und die beiden anderen beteten mit. Ich stand da mit meiner Schwester, und wir hörten voller Staunen zu. Während des Betens gingen die beiden Frauen ständig zwischen Tisch, Herd und Spüle hin und her, räumten das Geschirr zusammen, leerten Reste aus Töpfen in Schüsseln und schöpften heißes Wasser aus dem Schiffchen im Herd in ihre Spülschüssel. Und das Gebet nahm kein Ende. Viele Heilige wurden noch erwähnt - es waren wohl Fürbitten; auch für die Verstorbenen und für jene im Fegefeuer wurde

gebetet, und als ich dachte, jetzt käme das 'Amen', da wurde noch ein 'Vaterunser', ein 'Ave Maria' und ein 'Ehre sei dem.....' angehängt. Fast hätte ich wieder Hunger gekriegt, so lange dauerte das Dankgebet . Natürlich sagten wir beide wieder "Vergelt's Gott" und verließen mit vollem Bauch dieses gastfreundliche Bauernhaus.

Eines Tages hatte irgendeiner von uns die Idee, Mutti könnte ja mal einen Kuchen backen, doch das Mehl war knapp. Da gab uns Mutti zwei leere Tüten in die Hand, beschrieb uns den Weg zur Mühle, und wir gingen los. Eine meiner Schwestern war bei mir, und wir vereinbarten, daß wir uns nicht kennen würden, sobald wir die Mühle erreicht hätten; sie lag auf halbem Weg zwischen Boll und dem Nachbardorf Stetten, und es waren etwa zwei Kilometer Fußweg. Als wir ankamen, gingen wir gleich in der Mühle vor den Fahrstuhl, stellten uns auf und hielten die leeren Tüten sichtbar vor uns in den Händen. Der Müller kam bald, fuhr rauf, kam runter, ging an uns vorbei, fuhr wieder rauf, kam auch bald wieder runter, und so ging das eine halbe Stunde lang, manchmal auch viel länger. Er hatte uns natürlich jedesmal bemerkt, doch ließ er sich's nicht anmerken. Irgendwann kam er dann auf uns zu, schnappte sich unsere Tüten wie im Vorübergehen, verschwand mit dem Fahrstuhl, um kurz darauf mit ganz oder halbwegs gefüllten Tüten - je nach Tagesverfassung wiederzukommen. Wir nahmen sie ihm eilig ab und riefen ihm entgegen: "Vergelt's Gott," denn die Maschinen machten einen Höllenlärm. Diesen Gang zur Walkenmühle wiederholten wir noch einige Male, aber wir wechselten unter den Geschwistern ab, damit der Müller nicht immer die gleichen Gesichter zu

sehen bekam, was ihn vielleicht dazu verleitet hätte, weniger gebefreudig zu werden.

Da unser Herd sehr alt war, und Mutti das Backrisiko nicht eingehen wollte, brachten wir den Kuchenteig auf einem Blech zum Bäcker, so wie es die meisten Leute vom Dorf auch taten. Ich hatte oft Gelegenheit, Frauen zu bewundern, wie sie Brotteige in strohgeflochtenen Körben in die Backstube trugen: Je ein Korb unter den Armen und der dritte frei tragend auf dem Kopf, wobei zwischen Kopf und Korb ein kleines, rundes Polsterkissen sich befand. Das, was jungen Mädchen immer empfohlen wird, ein Buch auf den Kopf zu legen und damit durchs Zimmer zu schreiten, um eine graziöse Körperhaltung zu bekommen, das konnte man in Boll jeden Tag auf der Dorfstraße beobachten.

Eigenartigerweise habe ich keinerlei Erinnerung mehr an das erste Weihnachtsfest in Deutschland nach dem Krieg. Dafür mag es verschiedene Gründe geben; einer davon war sicherlich, daß Mutti in solcher Zeit besonders oft geweint hat angesichts der Alltagsprobleme und vor allem wegen der Ungewißheit über den Verbleib unseres Vaters. Sie schrieb immer wieder an den Suchdienst des DRK nach München, doch Papa war nicht auffindbar. Statt dessen erfuhren wir, wohin Oma Kuhr und ihre beiden Töchter hingekommen waren, nachdem sie ja auch Dänemark verlassen hatten: nach Weingarten bei Ravensburg. Da solche Tage wie Weihnachten mit Trauer angefüllt waren, habe ich diese Zeit wohl verdrängt.

## Missionshaus der Weißen Väter

Nach der Weihnachtszeit begann für mich ein neuer Lebensabschnitt, und wenn ich es recht sehe, war er wohl der nachhaltigste in meinem Leben: der Eintritt ins Missionshaus der Weißen Väter in Haigerloch, einem humanistischen Gymnasium mit Internat, daß ausschließlich von Patres geleitet wurde, die alle ihr Staatsexamen für das höhere Lehramt hatten, und von Brüdern, die eine angegliederte Gärtnerei und Landwirtschaft betrieben. Hier trat ich ein, um später einmal Missionar zu werden, der in Uganda, Burundi oder in eines der afrikanischen Nachbarländer Eingeborene zum christlichen Glauben führen wird.

Als Mutti wieder nach Boll zurückgefahren war, kam ich mir in diesem großen Haus mit den vielen mir noch unbekanntem Räumen und inmitten einer etwa sechzigköpfigen Jungenschar recht fremd und verlassen vor. Zudem war ich der einzige Neue, weil ich im bereits laufenden Schuljahr hinzugekommen war. Zwar hatte ich in den Lagerschulen schon die dritte Oberschulklasse besucht, mußte hier jedoch in der ersten Klasse, der Sexta, wieder beginnen, weil Latein und Französisch von Beginn an unterrichtet wurden; zwei Sprachen also, von denen ich noch keine Ahnung hatte. Nun lag für mich das Schwergewicht im Erlernen dieser beiden Sprachen, und nach drei Monaten wechselte ich in die Quinta, das war die zweite Klasse. Dort blieb ich bis zum Sommer 1948, also vier Monate, um dann in die Quarta, die dritte Klasse versetzt zu werden. Diese Klassenstufe durchlief ich in neun Monaten und wurde Ostern 1949 in die Untertertia, der vierten Klasse versetzt. Somit hatte ich die untersten drei Gymnasialklassen

in fünfzehn Monaten geschafft. Ab der vierten Klasse dauerte dann ein Schuljahr auch für mich ein ganzes Jahr. Mein schneller Lauf durch die ersten drei Klassen war von den Patres gewollt, um mein Alter einigermaßen an die entsprechende Klassenstufe angleichen zu können. Als ich in die vierte Klasse versetzt wurde, war ich fünfzehneinhalb Jahre alt, immerhin noch ein Jahr älter als meine Klassenkameraden, aber dieses eine Jahr war zu vertreten. Natürlich waren diese ersten neun Monate im Missionshaus eine anstrengende Zeit für mich, und die Patres spornten mich immer wieder an, im Eifer nicht nachzulassen. Im allgemeinen kam ich mit dem Unterrichtsstoff gut zurecht; nur Mathematik machte mir zu schaffen, wurde in einem altsprachlichen Gymnasium auch ein wenig vernachlässigt, was sich später bis hin zum Abitur noch bitter rächen sollte.

Doch zurück zu den Anfängen meines Lebens in der Missionsschule. Als ich angekommen war, führte mich ein Pater zunächst in den Schlafsaal, ein Raum mit etwa zwanzig Betten, zeigte mir mein Bett, meinen Schrank, die Waschgelegenheit und versprach, wiederzukommen, wenn ich meine Sachen ausgepackt und ingeräumt hätte. Die Arbeit war schnell getan, denn ich hatte an Kleidung, Schuhen und sonstigem recht wenig. Ich schaute mich in diesem großen Schlafsaal um, der angefüllt war mit Stahlrohrbettgestellen. Jedes Bett hatte eine dünne, dreigeteilte Matratze, zwei Leintücher, eine graue oder braune Decke und ein kleines, weiß bezogenes Kopfkissen. An einer Wand standen die Schränke, lauter schmale, eintürige Kästen, für jeden Jungen einen. Die Waschbecken aus Sanitärkeramik waren in einer Reihe angeordnet, und große Spiegel hingen davor. Alles machte einen reinlichen und geordneten Eindruck.

Mein Begleiter kam wieder, und während er mich durchs Haus führte, hörte ich draußen auf dem weitläufigen Hof die Jungen und ihr Geschrei; sie hatten gerade Freizeit. Der Schlafsaal war im oberen Stockwerk; dort befanden sich auch die Zimmer der Patres und des Paters Superior - so wurde hier der Leiter genannt. Wir klopfen, traten ein und befanden uns in dessen Amtszimmer, einem länglicher Raum mit einem Fenster auf der Gegenseite und zwei langen Wänden voller Regale, einem Tisch mit Stühlen und einem Schreibtisch. Wir begrüßten uns mit "Gelobt sei Jesus Christus", und Pater Eisele hieß uns willkommen und meinte, anfangs sei für mich noch vieles fremd, doch würde ich mich schnell eingelebt haben, und dann gefalle es mir auch.

Eigentlich gefiel es mir jetzt schon. Die hohen, weiten und hellen Räume, das großzügige Treppenhaus und die weitläufige Anlage des Missionshauses lösten mich von der Enge und dem Bedrücktsein meines Zuhauses in Boll. Zudem waren die Patres aufgeschlossen, sprachen mit mir und verbreiteten um sich eine Art gelassener Fröhlichkeit, die mir guttat.

Im oberen Stockwerk befand sich auch noch die Hauskapelle; ein Ort, zu dem ich im Laufe der Zeit noch eine besondere Beziehung aufbaute. Im Erdgeschoß befanden sich die vier Klassenzimmer für die Klassen eins bis vier; dann war hier in Haigerloch Schluß. Die weiteren fünf Klassenstufen bis zum Abitur wurden in dem Missionshaus Groß-Krotzenburg bei Hanau/Main unterrichtet. Zu ebener Erde befand sich auch noch die Küche und das Refektorium, das war der Speisesaal. Als wir ihn verließen, strömten die Jungen ins Haus und

verschwanden in den einzelnen Klassenzimmern, was mich bewog, meinen Begleiter zu fragen, ob jetzt auch noch Unterricht sei, da es doch bereits früher Abend war. Doch er verneinte und bemerkte, daß nun das Studieren fortgesetzt werde, was soviel heiße, daß schriftlich und mündlich für den nächsten Unterrichtstag gelernt werde. Mir fiel die Ruhe auf, die im Hause herrschte, obwohl so viele Jungen hinein stürmten, und ich erinnerte mich an die Bemerkung, die Pater Eisele gemacht hatte, als ich mit Mutti zur Anmeldung hier gewesen war: Im Hause herrsche 'Silentium'.

Mein Begleiter brachte mich in mein Klassenzimmer, die Sexta, und wies mir meinen Platz an. Den Buben der Klasse, die eifrig dabei waren, ihre Aufgaben zu erledigen, stellte er mich vor und bat vor allem meinen Nachbarn, mir vorerst zur Seite zu stehen, bis ich alles kennengelernt und mich eingelebt hätte.

Der Pater ging, wir waren unter uns, und alle drehten sich nach mir um, um mich anzuschauen und zu mustern. Da Silentium herrschte, endete das Sichkennenlernen vorerst sehr schnell. Nur mein Nachbar durfte sich mit mir flüsternd unterhalten. Das Klassenzimmer war sehr spartanisch eingerichtet: zwei kahle Wände, eine Tafelwand mit dem Lehrerpult und eine Fensterfront. Die Zweierbänke waren Pulte mit klappbarer, leicht schräger Schreibfläche; darunter befanden sich sämtliche Schulsachen wie Bücher, Hefte, Zettel, Schreibutensilien, Lineal und andres mehr. Hier also war jetzt mein Platz des Lernens, des Unterrichts; hier hörte ich, was die Patres lehrten, hier machte ich meine Hausaufgaben und 'büffelte' für die Schulstunden des nächsten Tages. Bücher und Hefte blieben stets im oder auf dem Pult, sie wurden nie woanders

hin mitgenommen. Hier und nur hier war der Ort schulischen Lernens.

Ich hatte mich schnell an die neue Umgebung gewöhnt wie auch an den Tagesrhythmus: Um sechs Uhr ging die Schlafsaaltüre auf, und ein Pater rief mit sehr wacher Stimme: „Laudate Dominum!“ und mehr oder minder verschlafen klang es vereinzelt zurück: „Deo gratias.“ – Lobet den Herrn, dem Herrn sei Dank. Während wir uns wuschen, machte der aufsichtführende Pater einige Stippvisiten, ob sich auch keiner am Wasser vorbeidrückte oder vergaß, Hände, Ohren oder Hals zu waschen. Angezogen gingen wir ins Klassenzimmer, um uns nochmals auf den kommenden Unterricht vorzubereiten; vor allem Vokabeln in Latein und Französisch und ab der vierten Klasse auch in Griechisch wurden erneut eingehämmert; in Griechisch zumeist mit Hilfe eines Lineals der verschiedenen Akzente wegen. Meine Englischkenntnisse, die ich mitgebracht hatte, konnte ich getrost auf Eis legen, denn Englisch wurde erst ab der fünften Klasse gelehrt. Nach diesem Frühstudium schrillte die Hausglocke, und es war Zeit zur Morgenmesse. Wir versammelten uns alle in der Hauskapelle; sie war in einem Seitenflügel des zweiten Stockwerks untergebracht. Ihre Fenster waren hoch und zum Teil mit Buntglas versehen. Hinten befand sich ein Beichtstuhl, und einfache Kirchenbänke, die alle ein Ablagefach besaßen, füllten den Raum. Vorne stand ein barocker Hochaltar in Elfenbeinfarbe mit reichen Goldverzierungen. Flankiert war er von zwei Seitenaltären gleicher Ausführung. Jeder Missionsschüler hatte seinen Platz und sein Fach, in dem das Gesangbuch der Diözese und die persönlichen Gebetbücher untergebracht waren. Außerdem bekam jeder noch ein großes und recht dickes Buch, das ich zuvor noch nie gesehen hatte.

Hinter einem schwarzen Einband lagen 1600 Seiten dünnen Papiers, die voll bedruckt waren mit viereckigen Noten und sonderbaren Notenformationen und darunterliegenden Texten; sein Name: 'liber usualis', was soviel heißt wie Gebrauchsbuch oder Buch für den alltäglichen Gebrauch.

Dieses Buch enthielt das Ordinarium und das Proprium und wurde das ganze Kirchenjahr hindurch eingesetzt; es waren ausschließlich Choralgesänge, so, wie man sie heute noch von Ordensschwestern und Ordensbrüdern in Klöstern zu hören bekommt. Das Ordinarium enthält jene Choralgesänge, die vom Text her bei allen zelebrierten Messen gleich bleiben; das sind Kyrie, Sanktus, Agnus dei und Ite missa est. Hierzu enthält das Buch achtzehn Variationen dieser Maßgesänge sowie vier verschiedene Credos. Zum Proprium zählen die unterschiedlichsten Gesänge zu den verschiedensten Anlässen im Jahr, wie Ostern, Weihnachten, Karwoche, Fest eines Heiligen oder einer Heiligen, Adventzeit, Fastenzeit und vieles mehr. Hier waren die Hymnen, Responsorien, Psalmen, Tractanden und Gradualien und sonstigen Gesänge der katholischen Kirche zu finden, und wir Missionsschüler übten uns zweimal wöchentlich im Choralsingen mit kräftiger Unterstützung durch Pater Schröter oder Pater Eisele.

Choralsingen hat mir bald großen Spaß gemacht. Auch wenn ich das viele Latein noch nicht übersetzen konnte, so war ich doch von der Eigenart dieses Gesangs berührt, und da ich von Haus aus eine gute und kräftige Stimme hatte, wurde Choralsingen eine meiner liebsten Beschäftigungen. So lernten wir, richtig zu atmen, gleichmäßig und fließend zu singen. Da Choralsingen auch immer Singen in der Gruppe bedeutete, war jeder gehalten, sich sowohl im Tempo als auch in der

Lautstärke anzupassen. In der Hauskapelle haben wir Missionsschüler sehr viele Gottesdienste mit Choralgesängen begleitet; sie wurden für mich immer mehr zur Freude.

Viel später, als ich schon über fünfzig war, habe ich einen lang gehegten Wunsch wahr gemacht, meinen ehemaligen Klassenlehrer Pater Hafner in Haigerloch besucht und ihn um ein altes, abgelegtes 'liber usualis' gebeten, und so bin ich heute stolzer Besitzer eines Exemplars aus dem Jahr 1921.

Nach der allmorgendlichen Messe betraten wir endlich das Refektorium; es war fast schon halbacht Uhr, und mein leerer Magen machte sich seit einer Weile bemerkbar. Ich war vierzehn, und hatte stets großen Hunger. So konnte es schon mal sein, daß das Brot beim Frühstück nicht ausreichte. Anderen schien es auch so zu gehen, und so hielten wir uns immer in der Nähe jener Jungen auf, die von zu Hause regelmäßig Pakete erhielten; es waren die sogenannten Freßpakete. Doch mit deren Lust, zu teilen, war es meist nicht weit her. Ich erinnere mich an einen Mitschüler, der aus Gruol bei Haigerloch stammte, regelmäßig Pakete erhielt und sie ebenso regelmäßig in seinem Schrank im Schlafsaal verschwinden ließ. Ich war zwar sein Schranknachbar, doch abgegeben hat er fast nie etwas an seine Kameraden. Eines Tages flog dann alles auf: ein Pater kontrollierte in unserer Anwesenheit mal wieder Ordnung und Sauberkeit in unseren Schränken. Dabei zog er aus dem Schrank meines Nachbarn einen halben, verschimmelten Laib Brot heraus und ein noch recht großes Stück geräucherten Speck, dessen Fett dunkelgelb und zum Teil mit Grünspan überzogen war. Das war für den Jungen eine schlimme Situation, und die ermahnenden Worte des Paters ließen nicht lange auf sich warten.

Kurz vor acht begann der Unterricht. Wenn ich an die Zeit davor in den dänischen Lagerschulen zurückdenke, machte mir das Lernen jetzt wieder Spaß, was wohl damit zusammenhing, daß ich mit Gleichaltrigen in einer beschützten Umgebung lebte, wo alles nach festen Regeln ablief. Ein nicht näher erklärbarer Druck, wie er zuhause in der Familie auf mir lastete, war nicht mehr, und die Traurigkeit wich - wenn auch nur in kleinen Schritten - von mir. Zudem hatte ich ja ein Ziel: Ich wollte Missionar werden und dazu ein guter. Also mußte ich noch viel lernen, und mein Eifer war ja groß genug und hielt auch lange genug an, um in fünf Vierteljahren drei Klassen zu durchlaufen und trotzdem noch ordentliche Leistungen vorzuweisen. Eine Besonderheit im sprachlichen Unterricht waren die 'Extemporale'; das sind vom unterrichtenden Pater überraschend angesetzte schriftliche Arbeiten, die auf Handzetteln gefertigt wurden. Diese Überraschungen gab es oft und betrafen vor allem Regeln und Vokabeln der Fremdsprachen. Sie waren nicht bei allen beliebt, spornten aber doch die Fleißigen unter uns vermehrt an.

Gegen dreizehn Uhr versammelten sich alle wieder im Speisesaal. Eine Anzahl langer Tischreihen mit beidseitigen Bänken schloß mit einer quer dazu verlaufenden Tischreihe ab, an der die Patres und Brüder Platz nahmen. Schweigend betraten wir dieses Refektorium, schweigend nahmen wir das Essen ein, und schweigend verließen wir diesen Raum. Wenn alle ihren Platz eingenommen hatten, begann Pater Superior mit dem Tischgebet, und wir alle beteten auf lateinisch mit, ohne den deutschen Text zu kennen. Seitlich der Tische, an der Wand befand sich durch ein Podest sichtbar erhöht ein Lesepult. Dahinter saß abwechselnd ein Schüler, um aus

einem Buch Heiligenlegenden oder sonstige erbauende Schriften möglichst deutlich vernehmbar vorzulesen, wozu sich nun mal nicht jeder eignete, während bei uns an den Tischen der geräuschlose aber deswegen nicht minder zähe Kampf ums Essen begann, das jeweils für sechs Jungen in Töpfen und Schüsseln auf dem Tisch stand. Da waren die Wölfe von den Schafen sehr schnell auszumachen: Mancher legte sich nach Gutdünken den Kartoffelbrei in seinen Teller ohne zu überlegen, ob er für die restlichen fünf wohl noch reiche; und da kam es schon mal vor, daß durch "psst", Schubsen oder Zischlaute der andere genötigt wurde, eines seiner beiden Fleischstücke wieder auf die allgemeine Platte zurückzulegen, auf der von Anfang an sowieso nur sechs lagen; natürlich bekam derjenige später in der Freizeit einiges zu hören. So freuten wir uns, wenn einer aus der Sechsergruppe mal fehlte, sei es durch Krankheit oder weil er Besuch hatte, was allerdings nicht gerne gesehen wurde und auch nur in Ausnahmefällen gestattet war.

Einige Male hatte ich das Glück, auch mal vom Lese-pult aus vorlesen zu dürfen. Danach, wenn alle anderen mit dem Essen fertig waren, begann ich zu essen. Dazu befand ich mich völlig allein in dem großen Speisesaal und hörte nur das geschäftige Treiben der Frauen aus der Küche, das durch die offene Durchreiche zu hören war. Und wenn mir die Menge nicht reichte, bekam ich jeden Wunsch erfüllt, sofern noch Reste vorhanden waren.

Im allgemeinen endete jedes Mittagessen, indem Pater Superior auf eine Tischglocke schlug und vom Platz aufstand, wie alle anderen auch. Nun schloß sich ein längeres Dankgebet ebenfalls auf lateinisch an und mündete in einem schier nicht enden wollenden Psalm, der gebetet wurde, während sich alle

zum Ausgang hin bewegten, im Gang und im Treppenhaus sich dann in eine rechte und eine linke Reihe aufteilten, die Treppe ersteigend sich im oberen Gang fortsetzten - zuerst die Schüler, zum Schluß Brüder und Patres -, um in der Hauskapelle zu enden. In der ersten Woche war ich nur Zuhörer, dann verband sich zumindest stellenweise Gehör und Gedächtnis, und ich konnte einige Passagen mitstammeln, um dann mit fortschreitender Zeit ein vollwertiger Mitbeter zu werden, obwohl mir bis heute niemand die deutsche Übersetzung genannt hat, so daß ich heute noch nicht weiß, was ich da gebetet habe. Aber wenn man Ministranten meiner Generation fragen würde, wie das lateinische Stufengebet auf deutsch heißen würde, so wäre das Ergebnis ziemlich das gleiche. Doch störten mich diese Unzulänglichkeiten keineswegs. Ich empfand die lateinische Sprache, die man ja auch so schreibt, wie sie gesprochen wird, als klar und wohlklingend auf Grund ihrer vielen Vokale, und so erfreute ich mich an ihrem wohlthuenden Klang. Kaum in der Kapelle angekommen, endete auch der Psalm, und für uns begann die Freizeit.

Diese Freizeit mußte möglichst außerhalb des Hauses verbracht werden. Wenn es regnete, hielten wir uns in der langgestreckten, überdachten Wandelhalle auf; ansonsten gab es einen großen Platz für Spiele aller Art. Einige Kastanienbäume spendeten an sonnigen und heißen Tagen wohlthuenden Schatten. Weiter hinten befanden sich ein Klettergerüst und ein Rundlauf. Am letzteren hielt ich mich oft und gerne auf, weil mir der stets wiederkehrende Wechsel von Anlaufen, Schwingen und Abstoßen wohlthat, und die Auswirkungen der Zentrifugalkraft auf meinen Körper ein übriges taten.

An die Freizeit schloß sich die Studierzeit an. Alle waren in ihren Klassen, erledigten die Hausaufgaben und bereiteten sich auf den Unterricht des nächsten Tages vor. Natürlich wurde während dieser Zeit geschwätzt, obwohl es nicht erlaubt war. Einer in der Klasse war beauftragt worden, die Schwätzer dem aufsichtführenden Pater zu melden, sobald er in die Klasse kam. Die Strafen hierfür waren meistens hart, vor allem bei Wiederholungstätern. Das begann mit schriftlichen Strafarbeiten über Ausschluß beim Mittagessen bis hin zur Unterredung mit den Eltern. Ich habe es in zwei Fällen erlebt, daß Jungen, die sich nicht anpassen konnten und mehrmals gegen die Hausordnung verstoßen hatten die Missionsschule verlassen mußten und von ihren Eltern abgeholt wurden.

Etwa gegen sechzehn Uhr gab es dann die ersehnte Zwischenmahlzeit; sie bestand aus einer trockenen Brotscheibe und einem Apfel. Jeder holte sich seine Ration, die auf seinem Platz im Speisesaal lag. Gleich danach schloß sich die Hausarbeit an, die darin bestand, den Innenhof zu kehren, den Spielplatz aufzuräumen, Holz aufzuschichten oder Kartoffeln zu schälen. In einem kleinen Raum des Nebengebäudes saßen wir auf alten Bänken und Stühlen und schälten zumeist mit kleinen Messern die Kartoffeln. Richtige Kartoffelschäler waren nur wenige vorhanden, und ungeübt wie wir waren schälten wir mit den Messern ziemlich dicke Schalen ab. Ein Pater, der erst kurz bei uns im Missionshaus war, eine dicke Hornbrille trug und dessen Name ich nicht mehr weiß, kam herein, schaute uns eine Weile zu, bückte sich, hob einige dieser dicken Schalen auf und begann mit lauter und wutentbrannter Stimme über uns loszuschimpfen; er sprach von Vergeudung und Verschwendung und konnte sich nicht

beruhigen. Wir waren allesamt erschrocken und begannen, uns vor ihm zu fürchten, als er sich plötzlich umdrehte und den Raum verließ. Später sprachen einige von uns mit Pater Fischer, der eine Art Vertrauensstellung hatte, über diesen Vorfall, und wir erfuhren, daß dieser Pater erst vor kurzem aus der russischen Kriegsgefangenschaft zurückgekommen sei, daß er dort viel Schlimmes erlebt und durchgemacht hätte und nun sehr krank wäre. Da wir eine Erklärung hatten, konnten wir ihn auch verstehen, und ich für meinen Teil bemühte mich, ab jetzt Kartoffeln dünn zu schälen, selbst wenn ich nur ein Messer besaß, denn im Grunde genommen, hatte er ja recht.

Nach diesen Hausarbeiten folgten nochmals Studierzeit, danach Nachtessen, eine kurze Freizeit, das Abendgebet in der Kapelle, und gegen einundzwanzig Uhr begann die Nachtruhe, was im Sommer trotz des Hinausschiebens um eine halbe Stunde dennoch zu früh war und öfters dazu führte, daß bei so vielen Jungen im Schlafsaal noch so mancher Unfug getrieben wurde. Es gab stets ein paar, die zu sehr über die Stränge schlugen, aber zumindest genauso auffallend waren jene, die sich schon jetzt den Heiligenschein verdienen wollten; jene, die durch ihr bedächtiges, frömmelndes und unterwürfiges Verhalten anderen auf die Nerven gingen. Sie waren mir auch lästig, denn sie meckerten nie, vertraten nie eine eigene Meinung sondern gaben sich stets angepaßt. Vor ihnen mußte sich jeder in Acht nehmen, denn aus diesem Holz waren die Schwätzer, Verdreher und Petzer geschnitzt. Gott sei Dank gab es nur wenige dieser Sorte, und einer von ihnen hieß Merkt. Dem habe ich zu passender Zeit einmal meine Meinung gesagt. Tags darauf wurde ich zu Pater Superior bestellt; dort konnte ich mir dann eine entsprechende

Standpauke abholen. Seitdem gingen Merkt und ich uns aus dem Weg.

Im allgemeinen glich ein Tag dem anderen; die Tageszeit war eingeteilt und lief nach festen Regeln ab. Da wir außer der Sommerferien nur zu Weihnachten und Ostern nach Hause durften, verbrachten wir die übrigen Feiertage wie auch die Sonntage im Missionshaus, und deren Tagesablauf verlief dann in gelockerten Bahnen; so wurde die Studierzeit durch mehr Freizeit ersetzt. Natürlich stand das Religiöse im Vordergrund: Morgenmesse, Hochamt, die Vesper am Nachmittag, die Rosenkranzandacht und das Abendgebet nahmen einen beträchtlichen Teil sonntäglicher Zeit in Anspruch. An diesen Tagen änderte sich auch etwas beim Essen im Refektorium. Wie gewohnt betraten wir es schweigend, sprachen das Tischgebet, darauf folgten Sekunden tiefen Schweigens; Pater Superior lächelte, sprach dann in Latein zwei oder drei Worte, und prompt brach ein vielstimmiges Geschrei aus vielen Mündern los: "Deo gratias!", und der Speisesaal verwandelte sich in eine brodelnde Schwatzbude, deren Lautstärke erst wieder nachließ, als alle mit dem Essen beschäftigt waren.

An diesen Tagen war für den Nachmittag stets ein mehrstündiger Spaziergang eingeplant, der uns in die Umgebung des Städtchens führte. Dies war die Zeit, in der wir über alles redeten, was sich im Laufe der vergangenen Tage so angesammelt hatte. Dabei fällt mit ein Leitspruch der Weißen Väter ein, der für manche sicher schon lebensrettend gewesen sein mag:

Gehe nie allein,  
selten zu zweit, doch immer zu dritt.

Das Osterfest 1948 näherte sich, und wir fuhren nachhause in die Ferien. Ich freute mich, Mutti und die Geschwister wiederzusehen, und dennoch wurde ich ein beklemmendes Gefühl nicht los, als ich auf diese Behausung zuing und eintrat. Jetzt nach den hellen und hohen Räumen des Missionshauses erschreckte mich die ganze Erbärmlichkeit dieser Hütte. In meinen Gefühlen und Empfindungen war ich hin- und her gerissen; einerseits freute ich mich, in der Familie zu sein, andererseits stieß mich so vieles ab. Alle kamen mir so geschäftig vor und sorgten und kümmerten sich um Dinge, mit denen ich mich nicht mehr auseinanderzusetzen brauchte, und ich merkte, daß ich mich verändert hatte in dieser kurzen Zeit, und daß diese Welt hier draußen wohl nicht mehr so ganz meine zu sein schien; zumindest gab es bereits einige Schwierigkeiten, in ihr zurecht zu kommen.

Kaum zu Hause, gab es Arbeit. Mutti hatte einen nagelneuen Leiterwagen der Marke 'Vorwärts' erstanden, der äußerst solide gebaut war, eisenbereifte, hölzerne Speichenräder besaß und mit mehreren Zentnern belastet werden konnte. Bei schönem Wetter zogen wir hinaus in den Wald, um Knüppelholz oder Tannenzapfen aufzusammeln. Das Gelände stieg stetig an; es war jener Berg, auf dem die Hohenzollernburg steht. Im Wald ließen wir den Wagen stehen und schwärmten aus; dabei riefen wir uns in kurzen Abständen immer wieder mit Namen, um sich nicht zu verirren. Jeder brachte, was er gefunden hatte, an den Wegrand. Ich lud die Äste und Zweige in den Wagen, verlängerte mit senkrecht gesteckten Knüppeln die Seitenhöhen und lud weiter, bis der Wagen mannshoch beladen war, und die längeren Stücke hinten weit hinausragten und auf dem Waldweg schleiften. Zwei blieben an der stabilen Handdeichsel, die anderen seitlich am Wagen. Wir vorne

zogen und steuerten, die anderen schoben. Wenn der Waldboden noch feucht war oder tiefe Furchen aufwies, gab's Probleme, die zu lösen die größten Kräfte erforderten. Als wir dann aus dem Wald herauskamen, ging's bergab. Da wäre eine Bremse wünschenswert gewesen, doch wir hatten keine und behelfen uns dadurch, daß wir dicke, grüne Knüppel schnitten und diese zwischen die Speichen der Hinterräder steckten.

So fuhren wir durchs Dorf und wurden von den Einwohnern mit interessierten Blicken verfolgt. Da auf dem Lande und vor allem in einem Bauerndorf nur der etwas gilt, der die Arbeit nicht scheut, hatten wir bald eine Menge Sympathisanten auf unserer Seite, von denen aber nicht mehr viel übrigblieben, nachdem wir unwissend und ungewollt eine Dummheit begangen hatten. Bei einer unserer Ausfahrten fanden wir im Wald einen Haufen aufgeschichteter Knüppel, Äste und Zweige und freuten uns über den Fund. Vielleicht hatte uns das Lagerleben, in dem alles allen zu gehören schien so unsensibel gemacht, daß wir naiv genug waren, anzunehmen, wir könnten uns hier bedienen. Natürlich hatten wir den Leiterwagen in ganz kurzer Zeit hochvoll gepackt, zogen damit heim, und keiner kam auf die Idee, daß dieser Holzstapel von irgend jemand errichtet worden sein muß, also jemandem gehörte. Tage später kam dieser jemand zu uns nach Hause, sprach mit Mutti und war recht wütend. Wir mußten das Holz zwar nicht zurückgeben, doch der Vorfall sollte uns Warnung sein. Da vor dem Haus nicht viel Platz war, mußten wir das Holz immer gleich kleinhacken und in die Scheune tragen, wo uns der Bauer eine Ecke freigemacht hatte. Auch im Sommer, wenn die großen Ferien waren, gingen wir in den Wald, und so hatten wir daheim zusammen mit Kohlen und Briketts immer

reichlich Brennmaterial zur Verfügung, um Küche und Wohnstube mollig warm beheizen zu können.

Die Osterferien gingen zuende, und ich freute mich wieder auf die Zeit im Missionshaus. Wenn ich daran zurückdenke, so zählte ich stets zu den letzten Schülern, die nachhause in die Ferien fuhren, und zu den ersten, die zum Ferienende wieder in Haigerloch eintrafen. . Warum das so war, weiß ich nicht, vermute aber, daß die beengten Wohn- und Lebensverhältnisse daran schuld waren. Ich hatte manchmal schon Heimweh nach Mutti und meinen Geschwistern; doch das war meistens gegen Abend, wenn der Tag sich neigte und wir - vor allem in der Sommerzeit - zu früh im Schlafsaal waren. Doch am anderen Morgen war der Schmerz verflogen, und der Tag war angefüllt mit Lernen, Arbeiten und Beten.

Die Weißen Väter haben sich nie als ein Orden im üblichen Sinn verstanden. Ihre offizielle Bezeichnung lautet: 'Missionsgesellschaft der Weißen Väter'. Natürlich haben Patres wie Fratres - das sind die Brüder - die Gelübde des Zölibats, des Gehorsams und der Armut abgelegt; auch mußten sie täglich ihr Brevier beten - eine Sammlung von Gebeten, die jeden Tag zu verrichten waren. Doch wer hauptsächlich als Missionar in Afrika tätig sein wollte, der konnte sich nicht hinter stundenlanges Beten verkriechen; er mußte tätig sein für den Glauben, und der Leitspruch 'ora et labora' anderer Orden hieß bei den Weißen Vätern doch wohl 'labora et ora' - arbeite und bete. So haben sie in Zusammenarbeit mit den Brüdern, die fast durchweg Bauern und Handwerker waren, Landstriche kultiviert, Hütten, Häuser und Kirchen gebaut, Wege angelegt und den Eingeborenen gezeigt, wie alltägliche Arbeiten leichter

und erfolgreicher erledigt werden konnten. Die Brüder und Väter dieser Gesellschaft waren alles andere als weltfremd, sie standen mit beiden Füßen im Leben, waren den Menschen nah und integrierter Teil einer Gruppe oder Dorfgemeinschaft. Ein 'Weißer Vater' war stets weltoffen und an allem interessiert. Im Umgang mit ihnen war dies immer zu spüren, und die heitere Gelassenheit, die sie verbreiteten, wohin sie kamen, ergriff auch mich. Hier fühlte ich mich geborgen, geschützt und aufgehoben und fand mich mit ihnen im Gebet vereint vor Gott wieder. Hier gab es keine Frömmerei, keine Bigotterie, kein Schluchzen und Jammern vor Gott, und keiner schritt mit schrägem Kopf und verzückter Miene zum Altar, und niemand kehrte sein Inneres nach außen. Und noch etwas fiel auf: Kritik wurde selten geäußert; vielmehr wurden die positiven Seiten des Handelns in aller Breite und Ausführlichkeit dargelegt, so daß Negatives sich dadurch von selbst auflöste. War Kritik dann doch einmal angebracht, so wurde sie sachlich und in eher leisem Ton vorgetragen.

Wie ganz anders hatte ich das Zusammenleben mit anderen erlebt. Als Elf- bis Vierzehnjähriger wurde ich mit all dem konfrontiert, wozu Menschen fähig sind, wenn sie sich in auswegloser und existenzbedrohender Lage befinden. Das Erlebnisbild, das sich ein Jugendlicher von der Welt macht, war auf den Kopf gestellt. Die Erfahrung, daß Menschen im allgemeinen gut und anständig seien, hatte sich dahin verkehrt, daß die meisten egoistisch, roh, habgierig und gefühlkalt waren, und nur wenige zu den guten gezählt werden konnten. Wenn in den Erfahrungen eines jungen Menschen das Gute nur Augenblicke sind, Blitzaufnahmen im dunklen Umfeld des Bösen, dann braucht er lange Zeit, um vom Gegenteil

überzeugt zu werden; und hier im Missionshaus war ich auf dem besten Weg zu neuer Erkenntnis

Das war's wohl, was es mir so leicht machte, hier zu leben. Hier fühlte ich mich wie auf einer Insel, behütet, geschützt vor den dunklen Mächten der Welt. Zur damaligen Zeit kam noch etwas anderes hinzu: Es waren nicht nur die Menschen, deren Nähe Gefahr bedeuten konnte, es waren vielmehr die Umstände, jene Zeit, als der Krieg dahinsiechte, viele Städte in Schutt und Asche lagen und Millionen Tote zu beklagen waren; jene Zeit, da die Sieger im Land herrschten und die Beweglichkeit durch Passierscheine regelten, das Geld sein Papier nicht mehr wert war, und ein fast unüberschaubares Heer von Flüchtlingen aus den deutschen Ostgebieten in diesen Torso Deutschland strömte, der vom ehemaligen 'Großdeutschen Reich', dem 'Tausendjährigen Reich' übriggeblieben war. Nicht einmal die primitivsten Notwendigkeiten konnten befriedigt werden. Was für die Einheimischen längst nicht mehr genügte, sollte nun auch noch für die Flüchtlinge reichen. Für die Behörden waren Not und Armut zu verwalten, nur der Tauschhandel und der 'Schwarze Markt' blühten. Einigermaßen gut erging es den Bauern, denn sie saßen naturgemäß an der Quelle der Grundnahrungsmittel. Doch auch sie wurden in die Pflicht genommen, wenngleich die viel gerühmte Bauernschläue stets Mittel und Wege fand, durch engmaschige Verordnungs- und Abgabengesetze zu schlüpfen. Von der Anzahl der Hennen läßt sich nicht exakt auf die Anzahl gelegter Eier schließen, und manches Schwein war längst in den Töpfen und auf dem Schwarzmarkt verschwunden, wenn der Viehbestand gezählt wurde. Von dieser Not und Bedürftigkeit, die ich bis dahin kennengelernt

hatte, war im Missionshaus nichts zu spüren. Das gab mir Sicherheit, ließ mich zur Ruhe kommen, und deshalb glaubte ich, wie auf einer Insel zu leben.

Irgendwann bekam ich Lust, Harmonium zu spielen. Ich erinnerte mich an zuhause in Östl.-Neufähr und an das schwarze Tafelklavier, das im Wohnzimmer stand, und auf dem Papa mal gespielt hatte. Er war kaum zum Kurzurlaub heimgekommen, als er sich in voller Uniform davor setzte und zu spielen begann. Ich wollte es auch erlernen, aber ein Klavier gab es nicht, nur ein Harmonium. Eines Tages erschien dann ein älterer Herr aus Haigerloch, ein Schulrektor und erklärte sich bereit, Musikunterricht zu geben; und so erlernte ich mehr schlecht als recht das 'Klavierspiel'. Noch heute habe ich von ihm das Büchlein 'Harmonielehre v. August Wiltberger, königlicher Musikdirektor und Seminarlehrer zu Brühl," aus dem Jahre 1909.

Zum Frühjahrsende gab es für uns im Missionshaus ein paar Mal eine willkommene Abwechslung. Wenn es hieß: "Nach dem Mittagessen gehen wir auf den Seehof," wußte jeder, was damit gemeint war. Der Seehof war ein Gutshof, der etwa zwei Kilometer außerhalb Haigerlochs lag. Vom Missionshaus gelangte man dorthin in etwa einer halben Stunde zu Fuß. Dort angekommen erhielt jeder von uns einen Stecken, an dessen einem Ende ein geschärftes Metallblatt eingearbeitet war. Damit gingen wir auf die Äcker hinaus, durchschritten die langen Reihen der Erbsen-, Rüben- und Kartoffelfelder und stachen damit die Disteln ab. Zur Belohnung wurden wir ins Bauernhaus geführt und erhielten ein großes und dickes Stück selbstgebackenes Brot mit Rübensirup. Bei dieser Arbeit

waren nie alle Schüler dabei; denn der Bauer hatte wohl kaum an die sechzig solcher Stecken zum Distelstufpen. So waren wir ungefähr zwanzig Jungen, obwohl sich jedesmal viel mehr meldeten, so daß ein Pater die Auswahl vornehmen mußte. Distelstufpen und Sirupbrot statt Studierzeit, das war sehr wohl eine begehrte Abwechslung.

Es kam der Sommer und mit ihm der Beginn der großen Ferien. Die meisten von uns waren schon morgens abgereist oder abgeholt worden. Als ich mein Köfferchen packte, war fast niemand mehr da außer den Brüdern und Patres. "Na Wolfgang, willst du nicht nach Hause?" fragte mich ein Pater, und ich: „Doch doch, mein Zug fährt bald." Einerseits freute ich mich, mal wieder nach Boll zur Familie zu kommen. Andererseits umschlich mich wieder dieses beklemmende Gefühl, wenn ich daran dachte, wie eng und dürftig es wieder zugehen würde, und was wohl an Aufgaben und Arbeiten auf mich zukäme.

Natürlich war das Heranschaffen von Holz und Tannenzapfen wieder eine Hauptaufgabe, aber diesmal hatten wir einen anderen Wald ausfindig gemacht, den wir erreichten, wenn wir das Dorf in südlicher Richtung verließen; aber der Weg war um einiges länger und führte an einem abseits gelegenen Einzelgehöft vorbei. Es dauerte eine knappe Stunde, bis wir den Wald erreicht hatten, und der unbefestigte Feldweg dorthin war in schlechtem Zustand, so daß bei voll beladenem Wagen die Deichsel uns oft in den Bauch schlug oder der Wagen gar umkippte. Doch lohnte sich der weite Weg, da der Wald aus großen, hohen Fichten bestand, die eine ganze Menge Tannenzapfen abwarfen. Mit Körben sammelten wir sie ein und schütteten sie dann in die Säcke. Voll und zugebunden kam ein Sack um den anderen auf unsern Leiterwagen; bis zu

sechs Stück, prall gefüllt, hatten auf ihm Platz, und das Stapeln verlangte schon etwas Geschick und Erfahrung, damit sie bis Zuhause oben blieben und nicht, wie auch schon passiert, immer wieder abrutschten.

Eine Ausfahrt in diesen Wald ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Es war ja weit ab vom letzten Haus des Dorfes, wo wir unsere Zapfen gesammelt hatten. Das Wägelchen hatten wir voll beladen, als von Westen eine schwarzgraue Wolkenwand auf uns zukam. Wir hofften, noch rechtzeitig heim zu kommen und beeilten uns. Doch schon begann es zu blitzen und zu donnern. Danach erhob sich ein Gewittersturm. Schon längst hatte uns die Sonne verlassen, das Licht wurde schwächer und es begann, dunkel zu werden. Wir befanden uns kurz vor dem Einzelgehöft, als mit Urgewalt ein Unwetter losbrach. Zuerst fielen dicke, schwere Tropfen, der Himmel verfinsterte sich immer mehr, und ein Sturm peitschte den Regen fast waagrecht über das Land. Wir suchten Schutz hinterm Wagen und stülpten uns die Eimer und Körbe über die Köpfe, während der Regen unsere Kleidung durchnäßte. Als es dann auch noch zu hageln begann, fingen einige der Geschwister zu weinen an, denn wir alle fürchteten uns, und die Hagelkörner, die uns trafen, taten weh. Ich wollte meine Angst nicht vor meinen Schwestern zeigen, um sie nicht noch mehr zu ängstigen und dachte für mich: "So wird es mal sein, wenn die Welt untergeht." --Doch dann zog das Unwetter vorbei, die Sonne kam - wenn auch zögerlich - hervor und begann, uns zu wärmen und zu trocknen. Der beladene Wagen war jetzt um einiges schwerer geworden, doch wir waren bald wieder guten Muts und wollten nur noch eines: nachhause, umziehen und viel essen.

Eines Morgens rief mich der Nachbar Bauer Löffler, als ich vor dem Haus war, fragte, wie es mir gehe, ob ich mich in dem Missionshaus wohlfühle, und ob ich nicht Lust hätte, ihm bei den Erntearbeiten zu helfen. Ich hatte Lust, zumal mindestens ein deftiges Vesper nach getaner Arbeit herausschaute. Gleich am nächsten Tag in aller Frühe gingen wir aufs Feld: der Bauer, seine Frau und ich. Er trug eine Sense, an der noch ein weißes Leinen angebracht war, das aussah wie ein Segel, sie einen Korb mit Essenswaren und eine Sichel, und ich ein ganzes Bündel Schnüre, die an einem Ende alle einen kleinen Holzknebel hatten. Auf dem Feld angekommen, begann der Bauer, das Getreide zu mähen. Seine Frau raffte mit der Sichel die Halme zusammen und legte sie in den Arm, bis er voll war. Ich gab ihr eine dieser roten oder blauen Schnüre, sie band damit eine Garbe, die ich dann zu den anderen stellte. Im Laufe des Vormittags standen die Garben, immer fünf bis sechs in gleichmäßigen Haufen gegeneinander gestellt, auf dem abgemähten Feld. Es war ein sommerlich heißer Tag, als wir uns unter einen alten Apfelbaum zum Vesper niedersetzten. Sein weit ausladender Schatten tat uns gut, denn wir waren schon ins Schwitzen gekommen. Bauernbrot, Wurst und Most mit Sprudel ließen wir uns schmecken, und ich griff zu, denn Hunger schien bei mir ein Dauerzustand zu sein. Still war's draußen in der Flur, fernab vom Dorf. Weiter hinten waren auch Leute mit dem Ernten beschäftigt, doch es war nichts zu hören; nur eine Lerche stieg vom Nachbarfeld auf in die Lüfte und begann, zu jubelieren, und solange sie aufstieg, sang sie, und je höher sie stieg, desto freier klang ihr jubelndes Lied, bis sie nur noch als kleiner Punkt zu sehen war. Dann aber verstummte der Gesang, sie ließ sich fallen wie ein Stein und verschwand irgendwo im Getreidefeld.

Gegen Mittag war das ganze Feld abgemäht; die Sonne konnte den morgendlichen Tau auf den Garben trocknen, und wir gingen ins Dorf zurück. Mutti hatte an diesem Tag einen Esser weniger am Tisch, denn ich aß mit den Bauersleuten zu Mittag. Am Nachmittag meinte Bauer Löffler, man könne die Garben schon holen, da sie bei diesem Wetter sicher trocken genug seien. So half ich ihm beim Einspannen seiner Milchkühe vor den Wagen. Ganz vorne an die Deichsel hängte er noch einen Blechtopf, aus dem es ständig rauchte. "Des isch für de Viecher wega deana Breama", meinte er, und ich mußte ihm später Recht geben, als ich sah, wie groß und zahlreich diese Bremsen waren, die auf die Kühe einstürmten. Da der Rauch sie von den Köpfen fernhielt, versuchten sie, von unten und hinten an die Tiere heranzukommen; doch die wehrten sich, indem sie ständig mit ihren langen Schwänzen um sich schlugen. So fuhren wir gemächlich aufs Feld hinaus, um die Garben heim zu holen. Ich gab dem Bauer die Garben einzeln in den Wagen, und er legte sie nebeneinander auf den mit einem großen Nesseltuch bedeckten Boden. Weitere Garben wurden nun reihenweise dicht aneinander gestellt, bis die Höhe der beiden . Leitern erreicht war. Nun reichte ich sie ihm mit der Mistgabel, und er legte sie in zwei lange Reihen derart, daß die Ähren zum Wageninnern lagen; so konnten die durch den Transport ausfallenden Körner nicht verlorengehen. Als alle Garben verladen waren, durchschritten wir mit großen Holzrechen nochmals das Feld und rechten zusammen, was noch an Ähren und Halmen herumlag; auch das kam auf den Wagen. Zuerst legte der Bauer den Ladebaum, ein dickes und langes Rundholz, dessen Enden er mit Stricken am Wagen festband. Diese Maßnahme war wichtig, denn es rumpelte auf

der Heimfahrt ganz schön auf den ausgefahrenen, unbefestigten Feldwegen.

Daheim fuhren wir direkt vor die Scheune, deren Tore die Bäuerin schon weit geöffnet hatte, spannten die Kühe aus, die ihren Weg zum Stall alleine fanden und begannen, den Wagen von Hand rückwärts in die Scheune zu schieben: während einer an der Deichsel schob und steuerte, griffen die anderen in die Speichen der Hinterräder. Die Bäuerin ging zum Melken in den Stall, und wir beide begannen, den Wagen abzuladen. Dazu ging der Bauer über eine lange Leiter hinauf auf den Heuboden; kurz darauf kam ein eisernes Ungetüm herunter, das an einem dicken Seil hing. Es war ein Greifer, eine Art Doppelzange, mit der nicht nur das Heu, sondern auch die Garben hochgezogen werden konnten. Ich öffnete die Zange, deren vier Enden zugespitzt waren, drückte sie in ein paar Garben, nahm das freie Seilende und zog mit beiden Händen unter Einsatz meines ganzen Körpergewichts die Garben hoch bis ich einen Schrei hörte: "Guet!" Ich ließ das Seil locker, der Bauer konnte die Zange zur Seite auf den Boden ziehen und sie öffnen. Während ich diesen handbetriebenen Heuaufzug langsam wieder zu mir herunterließ, schichtete er oben die Garben, und der Vorgang wiederholte sich solange, bis der Wagen geleert war. Zum Schluß wurde das große Tuch, das sowohl den Boden als auch die seitlichen Leitern des Wagens umspannten, sorgfältig abgebunden, der Abraum zusammen gekehrt und in einen Sack geleert; es waren immerhin einige Doppelhände voll goldbrauner Weizenkörner.

Inzwischen hatte sich eine Anzahl Hühner eingefunden, die emsig auf der Tenne hin und her liefen und die restlichen Körner aufpickten. So ging nichts verloren -- Bauer Löffler

achtete sehr darauf, denn er war ein sparsamer Mann, der nichts wegwarf, weil er für alles eine Verwendung hatte.

Das Tagwerk war getan; ich war müde aber auch recht zufrieden mit mir: der Tag war lang, das Wetter schön, und die viele Arbeit hatte mir Spaß gemacht. Nun freute ich mich wieder auf das, was jetzt kam, das Vesper, denn ich hatte großen Hunger. Wir gingen ins Haus. In der Stube hatte die Bäuerin bereits alles gerichtet: auf der hölzernen Tischplatte lag ein frischer, hellbrauner Laib Bauernbrot, so groß, wie ein kleines Wagenrad. Daneben stand ein grauer, irdener Krug, angefüllt mit Most, eine Flasche Sprudel, Trinkgläser, scharfe Messer und Holzbrettchen, auf denen jeweils ein großes Stück Speck lag. Ich entdeckte noch zwei goldgelbe, halbhohe Konservendosen, aus denen es nach Leberwurst und Schwarzwurst roch. Wir setzten uns, auch die Bäuerin, der Bauer lobte meinen Einsatz und wünschte mir einen guten Appetit; den hatte ich, und wie ich ihn hatte ! Ich aß und aß, und dabei zeigte er mir, wie man Speck vespert: indem man ihn in hauchdünnen Scheiben herunterschneidet. Anfangs dachte ich, daß seine Empfehlung, hauchdünne Scheiben zu schneiden, seiner Sparsamkeit entsprungen sein mußte, doch später begriff ich: der Genuß wird dadurch noch erhöht. In diesem Haus machte ich auch die erste Bekanntschaft mit dem schwäbischen Apfelwein, dem Most, der mir prickelnd und erfrischend schmeckte, wenn er mit Sprudel vermischt wurde. Manchmal habe ich mich fast geschämt wegen meines großen Hungers, der nicht enden wollte; so gut hatte mir alles geschmeckt, und ich war zufrieden, wenn ich für meine Arbeit mit reichhaltigem Essen entschädigt wurde; schließlich lebten wir im Sommer 1948, ich war fast fünfzehn, und seit etwa fünf

Wochen hatten wir in Deutschland neues Geld, die DM; die Reichsmark war nichts mehr wert, jeder erhielt sechzig Deutsche Mark Kopfgeld, und nur jene blieben vermögend, die Immobilien oder riesige Warenlager besaßen, denn zu kaufen gab es plötzlich fast alles. Der Bedarf war groß, das neue Geld jedoch knapp, und Tauschhandel und manche Entbehrung waren noch für längere Zeit an der Tagesordnung.

So kam es dann auch, daß die ganze Familie in diesem Sommer auf die abgeernteten Getreidefelder der Bauern ausschärmte, um Ähren zu lesen. Jeder von uns hatte von Mutti einen Beutel bekommen, den wir uns vor den Bauch banden. Systematisch suchten wir die Felder nach abgebrochenen oder herausgefallenen Ähren ab und hatten bald einen Blick dafür, ob der Bauer großzügig oder kleinlich genau sein Feld abgeerntet hatte, oder aber ob wir nicht die ersten Sammler waren. Gelohnt hatte es sich immer, auch wenn das Ährenlesen in sengender Sonne mühsam und für uns Kinder langweilig und schweißtreibend zugleich war. Das Sammelgut schütteten wir zusammen, brachten es zur Mühle und erhielten je nach Gewicht einmal mehr, einmal weniger Mehl dafür. Wir haben auch erlebt, wie uns ein Bauer von seinem Feld herunter gejagt hat, weil er mit Ährenlesern schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Es soll nämlich auch solche gegeben haben, die sich hinter aufgestellten Garbenhaufen versteckt hatten, um seelenruhig mit der Schere die Ähren von den Halmen zu schneiden.

Im Spätherbst, als ich längst wieder im Missionshaus war und bereits in der Quarta, der dritten Klassenstufe, büffelte, sollte ich nochmals an die Erntezeit erinnert werden. Ein alter

Lastwagen, der dem Missionshaus gehörte und von einem Bruder gesteuert wurde, war auf die umliegenden Dörfer hinausgefahren. Dort hatten die Dorfpfarrer sonntags zuvor ihre Gemeinde dazu aufgerufen, vom reichen Erntesegen an Obst und Kartoffeln einen Teil für das Missionshaus zu spenden. Dieser alljährlich wiederkehrende Aufruf hatte schon Tradition, und so füllten sich bei uns im Nebengebäude die Kartoffelhocks und die Obststellagen. Ich durfte auch einmal mitfahren. Wo wir auch hinkamen, sei es in Hart, Gruol, Heiligenzimmern, Weildorf, Bittelbrunn, Imnau, Trillfingen, Höfendorf und wie die Dörfer alle heißen, überall standen die Spenden schon am Pfarrhaus oder in der Pfarrscheune bereit zum Abtransport. Heimgekommen, begann dann das Ausladen und Versorgen der reichen Ausbeute, und Obst durften wir dabei essen, soviel wir wollten. Später wurden wir täglich noch lange an die Spendenfreudigkeit der Menschen unserer Umgebung erinnert; nämlich immer dann, wenn wir am Nachmittag unseren Apfel mit der Scheibe Brot aus dem Refektorium holten.

Es war November; jener Monat, der etwas mit Absterben zu tun hat. Nachdem die Menschen alles Verwertbare in ihre Häuser geschafft hatten, Maulwurf und Wühlmäuse sich tiefer in die Erde vergruben, und das Eichhörnchen seine letzten Vorräte angelegt hatte, ließen auch die Bäume ihr buntes Blätterkleid fallen. Die Freizeit draußen im Nebel zu verbringen, machte uns nur wenig Spaß; ein paarmal hatte ich mich am Rundlauf vergnügt, dann zog es mich in die warmen Räume. Jetzt war die Zeit der dreitägigen Exerzitien gekommen, jene Zeit, von der ich schon manches erzählen

hörte, die ich aber nur dem Namen nach kannte, und auf die ich nun besonders gespannt war.

Es sollten drei Tage werden, in denen ich mich wiederfand, die mich Wesentliches erfahren ließen, und die mir meine Unzulänglichkeiten aber auch meine Stärken offenbarten. Es waren Tage der Besinnung, der Beschaulichkeit, des Nachdenkens und der guten Vorsätze. Der Weg bis zum Missionar war noch weit, sehr weit; genauer: noch sechs Jahre Gymnasium, Abitur, zwei Jahre Philosophie, vier Jahre Theologie, die niederen Weihen, ein Jahr Noviziat - alles in allem noch dreizehn Jahre bis zur Primiz, dem Tag der Priesterweihe; danach erst würde ich eine Tätigkeit in Afrika beginnen können, und ich wäre dann achtundzwanzig Jahre alt. Ein weiter Weg, doch ich wollte ihn unbeirrbar gehen; auch das war einer der Vorsätze, die ich aus den Exerzitien mitnehmen wollte.

In diesen drei Tagen waren wir alle, Patres, Brüder und Missionsschüler eine einzige Gemeinschaft, und doch war jeder mit sich und seinen Gedanken allein. In dieser Zeit galt Tag und Nacht Silentium, das Gesetz des Schweigens. Selbst Flüstern war nicht erlaubt. Es sollte ein jeder sich nur mit sich selbst beschäftigen. Ich hatte damit keine Probleme, doch einigen schien es schwerzufallen, drei Tage lang kein Wort reden zu dürfen.

Es war schon ungewohnt und gespenstisch, wenn wir morgens in aller Frühe aufstanden, uns bei spärlicher Beleuchtung wuschen, anzogen und zur Kapelle gingen, ohne ein gesprochenes Wort, höchstens mal ein kurzer Blick. Nach der Morgenmesse war nur das Getrampel der Schuhe im

Treppenhaus zu hören, sonst nichts. Die geistliche Lesung, die sich daran anschloß, hielt ein Pater, und uns knurrte der Magen hörbar. Danach gab's das ersehnte Frühstück, währenddessen las ein Bruder aus der Heiligenlegende vor. Die Zeit bis zum Mittagessen verbrachten wir mit persönlichen Gebeten im Haus oder im Hof, je nach Witterung. Unterbrochen wurde sie von einem Vortrag mit religiösem Thema. Während das Mittagessen eingenommen wurde, las ein Schüler Anmerkungen zu einem geistigen Thema, danach gingen wir wie immer psalmbetend in die Hauskapelle. Auch den Nachmittag verbrachten wir mit Lesen, Besuch eines zweiten Vortrags und Choralsingen.. Nach dem Zwischenvesper mit Apfel und Brot schloß sich wie gewohnt die Hausarbeit an. Wenn es notwendig war, etwas zu erklären oder Anweisungen zu erteilen, so durfte gesprochen werden, aber es war schon erstaunlich, wie das meiste allein durch Gestik, Blicke und einer improvisierten Zeichensprache verständlich gemacht werden konnte. Ich habe später hin und wieder darüber nachgedacht und fand, daß die Menschen viel zu viel reden; hierher paßt schon die Äußerung eines großen Denkers: "Alles Große geschieht im Stillen."

Vor dem Abendessen versammelten wir uns nochmals in der Kapelle zu einer kurzen Andacht und beteten den Rosenkranz; dabei wechselten wir ab zwischen dem freudreichen, dem glorreichen und dem schmerzhaften. Nach dem Essen gab es nochmals eine Lesezeit zur freien Verfügung, bevor wir unsere Kapelle ein letztes Mal aufsuchten, um die Komplet zu beten, ein Schlußgebet, auch mit Gesang, mit dem der Tag beendet wurde, und wir danach schweigend unsere Betten aufsuchten. So oder ähnlich verliefen der zweite und der dritte Tag, und ich fand es gut, daß sich jeder auf Grund des Silentiums mit sich

selbst beschäftigen mußte. So kamen auch mal die anderen Sinne dazu, wahrzunehmen, was um uns herum geschah. In dieser Stille war ich der Natur sehr nah; ich hörte Geräusche, nahm Bewegungen und Abläufe wahr, die ich zuvor nicht beachtet hatte. Ich ertastete die dicke, gerissene Rinde eines alten Baumes, und fühlte die glatte Haut eines jungen Stammes. Jetzt, da ich mit mir und meinen Gedanken allein zu sein schien, spürte ich in allem, was mich umgab die Schöpfung und den Schöpfer. Als diese drei Tage vorbei waren, hatte ich Kraft getankt und fühlte mich gut und stark.



Meine Klassenkameraden in der Missionsschule der Weißen Väter  
In Haigerloch. In der hintersten Reihe ganz links stehe ich

Am vierten Tag kam dann im Refektorium zu Beginn des Frühstücks vom Pater Superior das erlösende "Laudate dominum" - Lobet den Herrn, und die Antwort kam prompt und sehr laut, aber auch freudig begeistert: "Deo gratias!". - An

diesem Tag gab es viel zu erzählen. Es schien, als ob manche sich beim Reden fast überschlugen, zuviel hatte sich wohl aufgestaut.

Weihnachten war mal wieder vor der Türe. Das Haus leerte sich, und bald befand auch ich mich wieder in Boll, und wiederum fiel es mir schwer, mich umzustellen; die Welten zwischen denen ich pendelte, schienen mir zu unterschiedlich zu sein.

Ich hatte eines Abends bei einem Bauern Milch geholt, als mich eine ältere Frau aus dem Dorf ansprach; sie hätte gehört, daß ich im Missionshaus wäre und fragte mich dies und jenes. Schließlich meinte sie, ihr Mann würde sich sehr freuen, wenn ich ihn besuchen würde. Warum sollte ich ablehnen? Ich sagte zu und stand dann irgendwann am frühen Abend vor dem Haus und klopfte. Inzwischen wußte ich auch, wer diese Leute waren: das Ehepaar Hoch; er war Küfer, übte seinen Beruf aber nicht mehr aus, da er nur noch einen Arm besaß - ein Andenken an den Ersten Weltkrieg. Herr Hoch war ein schlanker, stattlicher und großer Mann mit kurzgeschnittenen schlohweißen Haaren. Er war geschmackvoll gekleidet und machte einen aufgeräumten, sauberen Eindruck. Frau Hoch, gleichfalls ergraut und betagt, war eine schlanke und erstaunlich große Frau, die auf mich verhalten liebenswürdig, eher vornehm wirkte. So oft ich sie sah, sie war stets schwarz gekleidet. Ich glaube, auch sie hatten - wie Frau Reinacher - einen Sohn, der im Zweiten Weltkrieg gefallen war, was vielleicht ihre schwarze Kleidung erklären würde; doch ich habe sie nie danach gefragt.

Frau Hoch bot mir einen Stuhl an, und wir saßen zu dritt am Tisch in der Stube, während es draußen zu dunkeln begann. "Magscht a Birn?" fragte sie mich, und ich nickte. Da erhob sie sich, ging bis zu einer Türe, die wohl ins Schlafzimmer führte, streckte ihren Arm in die Höhe und holte eine große, gelbe Birne von einem Brett herunter, das über der Türe angebracht war. Ich aß sie mit großem Appetit und konnte mein Schlürfen nicht unterdrücken, so saftig war sie. Herr Hoch hatte ein paar Fragen an mich und über meine Familie, weniger aus Neugierde wie ich fand, als vielmehr, um ein Gespräch in Gang zu bringen. Dann erzählte er von sich, seinem Beruf, der am Aussterben sei und vor allem vom Krieg, an dem er teilgenommen hatte. Einen Arm habe er dabei verloren und sei deswegen auch nicht mehr zum letzten Weltkrieg eingezogen worden. "Interessieren dich die Sachen vom Krieg?" fragte er mich spontan, und ich war so überrascht, daß ich nur zögerlich antwortete

Da brachte seine Frau ein großes Buch, das ungefähr das Format DIN A 3 hatte, sorgfältig eingebunden war und in schwungvollen Buchstaben das Wort 'Weltkrieg' auf dem Einband trug. Und nun begann, was eine Reihe von Abenden sich wiederholen sollte: dieses Buch erzählte in Bildern, Dokumenten und ganzseitigen Fotos den Verlauf des Ersten Weltkriegs mit all seinen Schlachten. Gemälde waren mit aufgenommen, die das Gemetzel im Nahkampf drastischer zeigten, als es je eine Fotografie hätte wiedergeben können. Heute erschauere ich bei dem Gedanken, in diesem Buch zu blättern, doch damals, kurz nach dem Krieg mit all seinen Erlebnissen waren die Bilder so fremd mir nicht, als daß sie mich hätten erschauern lassen.

Da ich offenbar Interesse zeigte, begann Herr Hoch über diesen Krieg zu reden, ein Stück weit auch über seine Teilnahme, und dabei blätterte er weiter und konnte mir Bild um Bild erklären; zu manchem wußte er gar noch einzelne Details. Von Frau Hoch erhielt ich die zweite saftige Birne, bevor sie sich wieder ihrer Handarbeit zuwendete, nachdem sie das Licht eingeschaltet hatte; eine Lampe mit Glasperlenschnüren verbreitete ein schwaches Licht. Nach zwei Stunden etwa verabschiedete ich mich, mußte aber versprechen, bald mal wiederzukommen. Das tat ich dann auch, denn Herr Hoch hatte nicht nur einen Bildband zu diesem Krieg, sondern gleich mehrere, ich glaube, es waren vier. Und während wir bei den folgenden Besuchen diese Bildbände der Reihe nach anschauten, und der Veteran seine Kommentare dazu gab, verspeiste ich alle Birnen, die auf dem Brett da oben über der Schlafzimmertüre herangereift waren, so daß die gute Frau zur Stube hinausging, um Nachschub zu holen. Als wir später von Boll weggezogen, und ich mich von den liebenswerten alten Leuten verabschiedete, gab er mir die Bücher mit in dem Glauben, bei mir wären sie gut aufgehoben. Ich hatte sie lange aufbewahrt, doch im Laufe der Jahre wurden sie durch das unsachgemäße Lagern unterm Dach unansehnlich, und so sind sie den Weg allen Altpapiers gegangen, was für Kriegsbilder wohl nicht das Schlechteste war.

Zwischen Weihnachten und Neujahr hatte Bauer Löffler, der ja hauptberuflich in der Schuhfabrik Wolf in Stetten bei Hechingen arbeitete, wohl ein paar freie Tage. Jedenfalls fragte er mich eines Tages, ob ich Lust hätte, mit ihm in den Wald zu gehen; es sei aber ein weiter Weg. Ich war gleich dabei, und so machten wir zwei uns am anderen Tag als es hell

zu werden begann auf den Weg. Übermäßig viel Schnee lag nicht, etwa zwanzig bis dreißig Zentimeter. Das machte keine Mühe, solange er niedergetreten war, doch als wir ein gutes Stück vom Dorf entfernt waren, lag er glitzernd und unberührt vor uns, und wir mußten uns den Weg selbst bahnen, was ziemlich anstrengend und zeitraubend war. So waren wir sicher mehr als zwei Stunden unterwegs, eh wir unterhalb des 'Hangenden Steins' am 'Backofenfels' unser Ziel erreicht hatten.

Es war ein Jungbestand von gleichmäßig und gerade gewachsenen Buchen, die etwa drei bis vier Meter hoch waren und viel zu dicht standen. Unsere Arbeit war das Auslichten, man sagt auch Ausdünnen, was jetzt im Winter gar nicht so leicht war, weil der Schnee hier oben mindestens vierzig Zentimeter hoch lag und jedesmal zur Seite geschoben werden mußte, bevor eine junge Buche am Boden abgehauen werden konnte. Das geschah mit dem Beil oder der kleinen Axt, während das Abschlagen der Zweige mit dem rechteckigen Haumesser geschah, eine Arbeit, die ich zu verrichten hatte.

Um die Mittagszeit legten wir eine Pause ein, und Bauer Löffler machte ein Holzfeuer. Er zog einige Bratwürste aus seinem Rucksack, wir spießten sie an dünnen Buchenruten auf, und hielten sie über das Feuer. Werkzeuge und Handschuhe hatten wir zur Seite gelegt, saßen nun als einzige weit und breit mitten in den verschneiten Wäldern und wärmten uns. Zur heißen Bratwurst gab es Brot und Most, diesmal ohne Sprudel, und alles schmeckte hier draußen in der winterlichen Landschaft vorzüglich. Bauer Löffler redete nie viel, aber wir mochten uns, das war zu spüren, und so starrten wir beide in die hellen Flammen, während wir aßen. Danach arbeiteten wir noch eine Weile, eh wir uns auf den Heimweg machten, um bei

Anbruch der Dunkelheit wieder im Dorf zu sein. Nach dem Abendessen gingen die Bauersleute in den Stall zum Füttern und Melken der Tiere und ich nach Hause.

Das Jahr ging zuende, und das neue begann, wie das alte aufgehört hatte; irgendwelche Besonderheiten oder Erlebnisse sind mir nicht in Erinnerung geblieben. Auch die Weihnachtsferien waren vorüber, und ich freute mich, wieder im Missionshaus zu sein. Dort hatte es eine Veränderung gegeben: Unser Pater Eisele verließ uns, und statt seiner wurde Pater Schell Superior. Er war vom Pater Provincial nach Haigerloch geschickt worden, ein gutmütiger, älterer Herr mit vollem Bart, dessen Verhalten mütterlich umsorgende Züge aufwies.

Das Frühjahr nahte und meine Versetzung in die Untertertia, der vierten Gymnasialstufe. Ein neues Fach kam hinzu: Griechisch. Diese Sprache war ganz anders als Latein, Französisch oder Englisch. Sie basierte auf Buchstaben, die anders geschrieben wurden, und ihre Wörter enthielten oft noch Zeichen und Akzente. Ich merkte bald, daß das Erlernen dieser Sprache zu einer einzigen Paukerei ausarten würde. Und so saßen wir dann während der Studierzeiten an unseren Plätzen in der Klasse, lernten die Vokabeln und fuchtelten mit beiden Händen in der Luft herum, um all die vielen verschiedenen Akzente ja nicht zu vergessen. Meistens hatten wir in der rechten Hand ein Lineal, wodurch - so hofften wir - eine unterstützende Wirkung im Einhämmern der Vokabeln erzielt werden sollte.

Nach anfänglichen Schwierigkeiten machte mir das Erlernen dieser Sprache Spaß, so daß ich im darauffolgenden Zeugnis

die Note 'gut' erhielt. Später schien das Interesse zu erlahmen, denn es gab nur ein 'ausreichend', und zum Schluß meiner Bemühungen um diese Sprache reichte es wieder für ein 'gut'. Heute bin ich froh, neben Englisch und Französisch auch diese beiden alten Sprachen Latein und Griechisch kennengelernt zu haben, denn unser Abendland ist aus den Kulturen dieser alten Sprachen hervorgegangen. Auf Schritt und Tritt begegnen sie uns, und oft konnte ich Fremdwörter, mit denen ich zum ersten Mal konfrontiert wurde, auf Grund gelernter Vokabeln übersetzen und deren Sinn verstehen. Nicht nur die Medizin, Pharmazie, die Juristerei und Architektur fußen auf diesen Sprachen, sondern auch die Kunst, die Musik und vieles aus dem Alltag. So habe ich in meinem späteren Leben als 'Altsprachler' eine stille Genugtuung empfunden, wenn ich Wörter und Begriffe entschlüsseln konnte. Wenn es auch niemandem nützt, mir brachte es eine bessere Lebensqualität. Die Frage sei erlaubt: Ob ein mathematisch Vorgebildeter ähnliches in gleichem Maße erfahren kann? Wenn es in meiner schulischen Laufbahn an Formeln und Lösen mathematischer Gleichungen auch erbärmlich haperte, und ich dafür zu Recht die schlechtesten Noten erhielt, so habe ich logisches Denken dennoch gelernt, nicht zuletzt und nicht ausschließlich durch die lateinische Sprache; aber eben auch. Wie sagten schon die Römer? "Cogito - ergo sum" Ich denke nach - also bin ich.

Es kam der Sommer 1949, und ohne es zu wissen, sollte er der letzte sein, den ich in Boll verbrachte. Auch er war wieder angefüllt mit den verschiedensten Arbeiten wie Holz einfahren, Tannenzapfen sammeln, meinem Nachbarn wieder bei der Ernte helfen und natürlich Ährenlesen, wozu wir zwar allesamt

keine Lust hatten, aber von Mutti unerbittlich dazu gedrängt wurden.



Die Familie Kuhr 1949 in Boll bei Hechingen  
Von links: Ursula, Lieselotte, Marietta, Brigitta, Wolfgang, Richarda;  
vorne: Mutti mit Gustel-Siegfried

Außer meinen sechs Geschwistern traf ich Oma Kuhr an, als ich vom Missionshaus kommend in die Wohnstube eintrat. Sie hatte ihre Enkelin Renate mitgebracht, das Kind ihrer Tochter Edith. Wir erfuhren damals zum ersten Mal von unserer Cousine, und daß sie mit Ihrer Mutter in den Westen geflüchtet waren. Im Mai 1948 verstarb Tante Edith in Marktheidenfeld, einem Städtchen am Main zwischen Würzburg und Aschaffenburg gelegen, und so holten Oma Kuhr und Tante

Christel die kleine Renate zu sich nach Weingarten. Damals, als sie uns besuchten, war sie sechs Jahre.

Mutti schien gerade nicht zu Hause zu sein, Oma stopfte Srümpfe und hatte ein verweintes Gesicht, als ich sie begrüßte. Ich nehme an, daß das geballte Elend, das sie auf so kleinem Raum hier antraf, sie schier erdrückt haben muß. Wenn sie sich mit der Schwiegertochter auch nicht gut verstand, so waren wir Sieben doch die Kinder ihres zum Kriegsende vermißten Sohnes Günther. Ihren Sohn Siegfried hatte sie schon bei Stalingrad verloren, und wo Sohn Hans abgeblieben war, wußte damals niemand. Oma gehörte zu jener Kriegsgeneration, die nach dem Elend des Ersten Weltkriegs, nach Massenarbeitslosigkeit und Inflation nun auch noch das unsägliche Leid des Zweiten Weltkriegs durchmachen mußte. Nun lebte sie mit Christel und Elsa in Weingarten, doch mußte Christel erst noch entnazifiziert werden; das dauerte seine Zeit, und solange arbeitete sie in der Papierfabrik Baienfurt. Erst später durfte sie wieder in den Schuldienst zurück und konnte ihren Beruf als Sport- und Hauswirtschaftslehrerin wieder ausüben.

Gegen Ferienende holte mich Bauer Löffler nochmals und bat mich, ihnen beim Dreschen zu helfen. Das war für mich neu. Sehr früh, sobald es hell wurde, öffnete er die beiden großen Flügel seines Scheunentors. Ein unförmiger, großer und hoher Kasten, der abends zuvor gebracht worden war, stand davor, und alle anwesenden Helfer begannen, diesen Koloß in die Scheune zu schieben, gerade so weit, daß er unter dem Scheunenloch zu stehen kam. Unter der Scheunendecke verlief quer zur Einfahrt eine lange, massive Eisenstange, auf der

mehrere verschieden große Holzräder aufgeflanscht waren; das Ganze nannte sich Transmission. Ein breiter Lederriemen lag über einem dieser Räder und war unten in der Scheune mit der Riemenscheibe eines Elektromotors verbunden; das war der Antrieb für den großen Kasten, die Dreschmaschine. Der Bauer brauchte nur noch mit Hilfe eines zweiten Riemens das große Rad der Dreschmaschine mit eines der Räder der Transmission zu verbinden, und das Dreschen konnte beginnen.

Jeder erhielt seine Arbeit zugeteilt: Zwei mußten zuoberst auf der Dreschmaschine stehen, zwei befanden sich ganz oben unterm Scheunendach, um die gelagerten Garben vorzutragen und durch die Luke auf den Dreschkasten fallen zu lassen, und einer war für das An- und Abhängen der Getreidesäcke zuständig. Er war es auch, der die vollen und recht schweren Kornsäcke durchs Wohnhaus, die Treppe hinauf zum oberen Stock und weiter hinauf zum Dachboden und nochmals höher zum Kornspeicherboden tragen mußte - eine schweißtreibende Arbeit. Ein anderer stand hinter der Maschine und band mit vorbereiteten Schnüren das ausgedroschene Stroh zu handlichen Bündeln zusammen; eine Presse fehlte, und so waren besonders kräftige Hände erforderlich, um die Schnur zusammenzuziehen und zu verknoten. So waren damals sechs Personen damit beschäftigt, die mühsam von Hand geernteten, in die Scheune eingebrachten und hoch oben gelagerten Garben wieder herunter zu holen, um aus ihnen die begehrten Körner heraus zu dreschen.

Das Dreschen begann, und es sollte ein langer, staubiger und Kräfte zehrender Tag werden. Der Motor wurde eingeschaltet, das Ungetüm kam langsam auf Touren und vollführte einen Höllenlärm; das war ein Rattern, Rumpeln, Knacken und

Quietschen, so daß wir uns nur noch verstanden, wenn wir uns laut anschrien. Die ersten Garben lagen schon auf der Dreschmaschine; ich mußte die Verschnürung lösen, die Schnüre auf die Tenne hinunterwerfen und das gesamte Bündel vorschieben, wo jemand stand, um es mit den Ähren voraus dem Ungetüm in den Rachen zu schieben ; das prustete und schnaubte, stob und polterte und machte zu allem Krach noch eine Menge Staub, der die ganze Scheune erfüllte; noch am anderen Tag hustete ich ihn von der Lunge ab. Was unten am Ende des Kastens herauskam, waren Spreu, leeres Stroh und Körner sackweise. Damals war's ein großer Fortschritt gegenüber dem Dreschen mit Dreschflegeln auf dem Tennenboden.

Gegen zwölf Uhr wurde der Motor ausgeschaltet, die Maschine lief aus, und dann war es still, fast so still wie in der Kirche. Jeder klopfte Kleidung, Kittel, Mütze und Kopftuch aus und ging wortlos ins Wohnhaus. Dort in der großen Stube versammelten sich alle um den gedeckten Tisch, wo schon die große Schüssel mit der dampfenden Nudelsuppe stand. Ein kurzes Tischgebet, und die Bäuerin begann mit dem Ausschöpfen. Jeder wünschte allen "en Guete", und das gemeinsame Suppenschlürfen begann, denn sie war noch recht heiß. Jeder langte zu, und jeder hatte nach der Drescharbeit den gleich großen Hunger, und die Bäuerin trug dem Rechnung, indem sie Mengen von Fleisch, Nudeln und Kartoffeln auftrug.

Eine knappe Stunde dauerte die Mittagspause, in der natürlich auch Most in verdünnter und unverdünnter Form getrunken wurde, denn Dreschen macht durstig. Danach gings gleich wieder an die Arbeit, und wir schafften durch bis in die frühen Abendstunden; dann war der Heustock, wo die Garben gelagert

waren, leer, und die Dreschmaschine wurde endgültig abgestellt. Bauer Löffler war zufrieden, weil der eine Tag für das Dreschen ausgereicht hatte, weil niemand verletzt wurde, und weil die Dreschmaschine nicht ausgefallen war. Auch mit der Kornausbeute schien er zufrieden zu sein. Wir waren alle müde, denn die Tagesarbeit hatte viel Kraft gekostet; aber es war eine gesunde Müdigkeit, die uns zufrieden machte, da wir uns über die erbrachte Leistung freuten. Dieses komplexe Gefühl, das den gesamten Menschen erfaßt, habe ich in solchen und ähnlichen Situationen kennengelernt, und dieser sinnvolle Begriff von Arbeit war richtungsweisend in meinem späteren Leben.

Noch einmal trafen wir uns in der Wohnstube und vesperten, bevor wir auseinandergingen. Ob die Helfer bezahlt wurden, weiß ich nicht, nehme aber an, daß die Hilfe auf Gegenseitigkeit beruhte, wie es zumindest früher auf den Dörfern üblich war. Am anderen Morgen gab's noch ein paar Aufräumarbeiten in der Scheune, und die Dreschmaschine mußte geputzt und gereinigt werden, bevor ein anderer Bauer sie abholte. Zuletzt war dann noch das Stroh zu versorgen: mit dem Heuaufzug zogen wir es hoch und lagerten es dort, wo vorher die Garben gelegen hatten. Die Tenne war noch zu fegen, dann konnte das Dreschen für ein Jahr vergessen werden. Der Kornvorrat auf dem obersten Dachboden des Wohnhauses zog natürlich Mäuse an, weshalb mehrere Fallen aufgestellt waren. Je nach Bedarf fuhr der Bauer mit einem oder zwei Säcken Korn in die Mühle und tauschte sie gegen Mehl um, das die Bäuerin in einer großen Mehltruhe aufbewahrte. Sie hatte zumeist nur diese eine Sorte Mehl im Haus, woraus sie Suppenudeln, Spätzle, Kuchen, Zopf und

Brot herstellte; jenes helle, lockere Bauernbrot mit brauner, knuspriger Rinde, das so unvergleichlich gut schmeckte.

Noch eine ländliche Arbeit gab es, bei der ich mitgeholfen habe: die Öhmdernte. Nach der Getreideernte kam die Zeit, in der das Gras ein zweites Mal geschnitten wurde. Der Wuchs war wesentlich niedriger als bei der Heuernte und wurde zumeist noch mit der Sense geschnitten. Manche Bauern hatten aber auch eine einfache Maschine, die von einer Kuh oder einem Pferd gezogen wurde; die Umdrehung der Räder wurde auf einen seitlich angebrachten scharfen Messerbalken übertragen, bei dem die obere Messerreihe sich ständig über die feststehenden unteren Messer hin und her bewegte.

Aber Bauer Löffler schnitt noch von Hand, und um diese Jahreszeit war in den Dörfern das 'Dengeln' eine häufige und vertraute Arbeit der Bauern. Zwischen den Häusern war er zu hören, jener metallisch klingende, helle und singende Klang, wenn die Schneide der Sense, die auf einem Stück Eisen oder Amboß lag, mit der Finne des Hammers hauchdünn ausgeschlagen wurde und dadurch ihre unverwechselbare Schärfe erhielt, die lange andauerte und später nur ab und zu mit dem Wetzstein nachzuschärfen war, den der Bauer beim Mähen stets am Gürtel in einem Köcher bei sich trug. Das kurzwüchsige Gras wurde mit hölzernen Gabeln zum Trocknen gleichmäßig auseinandergezogen und tagsdrauf, wenn der Morgentau verdunstet war, gewendet. Später, wenn es trocken war, luden wir den Wagen voll, und dabei waren wir von jenem süßlichen Duft umgeben, der sich auch im Dorf ausbreitete und von überall her zu riechen war, wenn man durch die Straßen ging. Auch dieses Öhmd wurde mit der Heuzange hochgezogen und im Heustock der Scheune gelagert.

Die großen Ferien waren zuende, ich nahm Abschied von Zuhause und vom Bauerdorf und freute mich, wieder nach Haigerloch ins Missionshaus zu fahren. In diesem Herbst 1949 erhielt das Nachkriegsdeutschland seine erste, eigene Regierung; die sowjetische Besatzungszone klinkte sich aus, während aus der britischen, amerikanischen und französischen Zone die Bundesrepublik Deutschland entstand. Sie setzte sich aus elf Bundesländern zusammen, zu denen auch Westberlin zählte, das noch lange Zankapfel der ehemaligen Siegermächte bleiben sollte. Der Bundesrat war die Vertretung dieser Länder, und die Bundesregierung mit dem Bundestag als Parlament die Vertretung Westdeutschlands. Der ehemalige Oberbürgermeister von Köln, Konrad Adenauer, wurde erster Bundeskanzler, und Repräsentant und erster Mann wurde Theodor Heuss, der später den liebevollen Beinamen 'Papa Heuss' bekam.,

### Umzug nach Haigerloch

Viel haben wir damals im Missionshaus davon nicht mitbekommen, denn Politik war kein Thema. Dagegen war für mich eine familiäre Veränderung viel wichtiger: die Familie zog von Boll nach Haigerloch. Wie dieser Umzug, der außerhalb der Ferien stattfand, ablief, weiß ich nicht, denn ich war nicht dabei sondern im Missionshaus. Es stellte sich heraus, daß wir unsere Wohnsituation und damit unsere Lebensbedingungen verbessert hatten. Damals herrschte in der Bundesrepublik auf Grund der zwölf Millionen Flüchtlinge und Heimatvertriebenen eine unvorstellbare Wohnungsnot, so daß

die Behörden einschneidende Maßnahmen ergreifen mußten: Wer mehr als eine bestimmte Quadratmeterzahl Wohnfläche besaß, wurde gezwungen, Flüchtlinge bei sich aufzunehmen; es sei denn, der Betreffende würde neuen Wohnraum schaffen.

Nun gab es in Haigerloch ein größeres Geschäftshaus, dessen Besitzer Flüchtlinge hätte aufnehmen müssen. Doch davon schien der ehrenwerte Kaufmann, der damals mit seiner Familie zur Creme des Städtchens zählte, nicht begeistert zu sein. Und so kaufte er eine armselige Hütte auf, die auf ein paar Quadratmetern dicht neben seinem Haus stand, ließ diese abreißen und baute mit einfachen Mitteln ein kleines Häuschen. Man erzählte sich, er habe damals den Zimmerleuten beim Errichten des Dachstuhls die Nägel einzeln gereicht. Der alte, gewölbte Keller blieb erhalten, und darüber stand nun dieses Häuschen: Haustüre und Fensterrahmen waren naturbelassen in Holz, die Wände tapeziert, die Decken geweißelt, und außen war es mit einem Rauhputz versehen. Von einem kleinen Vorraum, der auch die Treppe aufnahm, die zu den beiden oberen Zimmern führte, gelangte man in das Schlafzimmer und in das Wohnzimmer, in dem ein kleiner Kachelofen stand. Vom Wohnzimmer kam man in die Küche, in der eine Spüle aus Terrazzo-Kunststein stand. Hier war auch die einzige Wasserstelle, was bei so vielen im Haus verständlicherweise vor allem morgens zu Engpässen führte. Als letztes Erwähnenswertes - weil wichtig - war da noch das Klosett, das nur durch die Küche zu erreichen war. Es war eines dieser Plumpsklosetts mit langem Steinzeugrohr über abgedeckter Grube und überbautem Holzkasten inklusive Deckel. In regelmäßigen Abständen mußte die kleine Grube entleert werden, was natürlich 'Männersache' zu sein schien.

In dieses neue Haus, in dem es noch nach Lack und frisch geölten Bodenbrettern roch, zog meine Familie ein, und wir alle waren recht froh über unsere neue Wohnung, die eine wesentliche Verbesserung der Wohnqualität bedeutete. Später erzählte mir jemand, daß meine Mutter am Tag nach dem Einzug mit sechs ihrer Kinder bei jenem Kaufmann ins Geschäft gekommen sei, der auch der Vermieter war, um sich vorzustellen und dabei bemerkte, daß sie noch einen großen Sohn habe, der oben im Missionshaus der Weißen Väter lebe, worüber sie froh wäre, weil er ihr sonst noch "alle Haare vom Kopf essen würde".

Und dieser 'Jemand', der mir das später erzählte, war ein junges, lustiges und lebensfrohes Mädchen mit schwarzen, langen Haaren und großen, braunen Augen, das dort die kaufmännische Lehre machte und später meine Frau wurde.

Obwohl meine Familie nun in Haigerloch lebte, blieb ich im Missionshaus. Ein Pendeln zwischen Zuhause und Schule widersprach den Grundsätzen eines Internats, und zum anderen wollte ich es auch nicht; zudem war eine Vierzimmerwohnung mit drei kleinen Schlafzimmern für sieben Personen mehr als ausgelastet.

Im Oktober hatte ich Geburtstag, wurde sechzehn, und meine Mutter besuchte mich und schenkte mir einen Kastendrachen. Ich kannte diese Drachenkonstruktion nicht und habe mich riesig gefreut. Da ich diesmal am Spaziergang nicht teilzunehmen brauchte, gingen wir zwei etwas außerhalb auf eine Wiese und ließen ihn steigen. Er flog gleich beim ersten Versuch und blieb lange am azurblauen Himmel; Mutti hatte mir eine große Freude bereitet. Erst nach langer Zeit holte ich

meinen Drachen wieder ein, wir gingen zurück, und Mutti mußte anschließend nach Hause. Danach hatte ich drei Tage lang schreckliche Kopfschmerzen und mußte mich mehrmals erbrechen; ich hatte beim Drachensteigen zu lange direkt in die Sonne gesehen.

Unser Leben schien nun, da wir in Haigerloch wohnten, ganz allmählich wieder in zivilisierte Bahnen zu kommen. Mutti versuchte unermüdlich, die Wohnung einzurichten und zu verschönern. Es gab Zuschüsse und zinslose Darlehen nach dem sogenannten Lastenausgleichsgesetz für Flüchtlinge, und Mutti war oft unterwegs von Behörde zu Behörde, um alle Möglichkeiten, die Heimatvertriebenen gegeben waren, auch auszunutzen. Ihre Anschaffungen bestritt sie ausnahmslos mit Ratenzahlungen, und sie saß manchen Abend im Wohnzimmer über Papiere, Formulare und Kataloge von Versandhäusern gebeugt, um herauszufinden, wieviel Geld in diesem Monat noch übrig war oder noch fehlte. Und wenn die Raten für eine Anschaffung bezahlt waren, hatte sie schon neue Pläne, wie der nun frei gewordene Betrag verwendet werden könnte.

Und über all dem Bemühen, den Alltag zu meistern, machte sich die unausgesprochene doch allgegenwärtige Ungewißheit über Papas Schicksal breit, und es kamen immer wieder Tage, da Mutti still und in sich gekehrt um ihren Mann trauerte. Andererseits war sie gezwungen, ihr Schicksal und das ihrer sieben Kinder auf eine rechtlich gesicherte, finanzielle Grundlage zu stellen. Auf Anraten der Behörden trug sie schon länger den Gedanken mit sich herum, Papa für tot erklären zu lassen; denn nur dann waren Witwen- und Waisengeld rechtlich abgesichert. Und so stellte sie den Antrag beim Amtsgericht, nicht zuletzt auch deswegen, weil vom Zentralen Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes auf

mehrfaches Anfragen keine klärenden Aussagen eingetroffen waren.

Am 21. November 1949 wurde der Beschluß vom Amtsgericht Hechingen verkündet; rechtskräftig wurde er am 10. Januar 1950:

### Beschluss

Der Lehrer Günther Herbert Kuhr, geboren am 15.12.1904 in Danzig, zuletzt als Gefreiter bei der Feldpost-Einheit Nr. 11739 (Baubataillon), vermisst seit 10.2.1945 im Raum um Gruhlig (polnisch-tschechische Grenze) wird für tot erklärt.

Als Zeitpunkt des Todes wird der 10.2.1945 festgestellt.

Erst 27 Jahre später traf vom DRK-München ein Schreiben ein, das an Mutti adressiert war. Es war ein abschließendes Gutachten über unsern im Krieg verschollenen Vater.

Beides, den Beschluss des Amtsgerichts Hechingen wie auch das Schreiben des DRK-Suchdienstes München füge ich diesem Buch bei; sie sind weiter hinten nachzulesen.

Sicher waren es für Mutti schmerzliche Stunden, als sie mit einundsiebzig Jahren ein Gutachten erhielt, in dem ausgesagt wurde, daß ihr Mann mit größter Wahrscheinlichkeit vor 32 Jahren gefallen ist. Dieses Gutachten hatte für alle Betroffenen aber auch etwas Beruhigendes, wenn man die Schlußbemerkung im Anschreiben des DRK liest:

„ Wird am Ende der Darstellung auch der Schluß gezogen, daß Ihr Angehöriger zu den Opfern des II. Weltkrieges gezählt werden muß, hoffen wir dennoch, Sie durch die Bekanntgabe

des Nachforschungsergebnisses von jahrelang ertragener Ungewißheit zu befreien.“

Weihnachten 1949 nahte und sollte so ganz anders, schöner werden, als in den vergangenen Jahren. Zum ersten Mal seit unserer Flucht im März 1945 feierten wir das Fest wieder in einer menschenwürdigen Wohnung. Meine ältere Schwester Brigitta hatte sich für den Heiligabend etwas einfallen lassen; sie wollte mit ihren Geschwistern den Ablauf feierlich gestalten mit Vorlesen des Weihnachtsevangeliums, Aufsagen von Gedichten und Singen der bekannten Weihnachtslieder; eines beginnt mit den Worten: 'Am Weihnachtsbaume die Lichter brennen....“ Eine der Strophen beginnt: 'Ein Engel ist hereingetreten.....“, und da ging die Türe auf, und Marietta kam mit zwei Flügeln und schwebenden Bewegungen ins Zimmer. Mit ihren blonden, lockigen Haaren, dem kleinen, hübschen Gesicht und ihrer zierlichen Figur glich sie wirklich einem Engel.

Mutti hatte die Tradition der bunten Weihnachtsteller, angefüllt mit Gebäck, Nüssen, Marzipan und all den anderen süßen Sachen wieder aufleben lassen. Wir erhielten nach langer Zeit wieder Geschenke, und es war ein harmonischer Abend im Kreise der Familie. Doch Mutti wurde traurig, weinte, wenn auch nur kurz, und wir alle wußten ja den Grund. Diese Stimmung bedrückte, denn einer fehlte noch, und keiner wußte, wo er sein könnte, und niemand konnte uns sagen, ob Papa überhaupt noch lebte. In diesen Weihnachtsferien war ich sehr oft oben bei den Weißen Vätern. Von unserer Wohnung in der Eyachgasse 104, im sogenannten 'Damperloch' gelegen, bis zum Missionshaus in der Oberstadt auf der anderen Talseite brauchte ich zehn Minuten zu Fuß, wenn ich den Weg durch

die Bahnhofstraße, über die Eyachbrücke, am Bahnhof vorbei zur Annahalde nahm. Mutti weckte mich in aller Frühe, und während im Haus noch alle schliefen, machte ich mich nüchtern auf den Weg durchs dunkle, nur spärlich beleuchtete Städtchen. Wie vereinbart ministrierte ich bei ein oder zwei Messen der Patres. Da ja jeder Pater seine Messe zu lesen hatte, waren alle drei Altäre morgens besetzt. Normalerweise ministrierten in den Ferien die Fratres; aber sie waren froh, durch mich entlastet zu werden.

Als ich in diesen frühen Morgenstunden, da es draußen kalt und noch dunkel war, die Hauskapelle betrat, war ich gerührt, und was ich sah, hob mich in festliche Stimmung: An den Wänden leuchtete dezent das Licht kleiner Lampen, die Kerzen der Altäre brannten bereits, und links wie rechts des Hauptaltars standen zwei schlank und gleichmäßig gewachsene Fichten, deren Wipfel die Decke fast berührten. Ich war von ihrem einmaligen Schmuck fasziniert; so etwas hatte ich noch nie gesehen: Das dunkle Grün der Bäume war von oben bis unten und ringsherum überdeckt mit silbernen Lamettafäden; keine Kerze, keine Kugel, nichts weiter trugen die Bäume als ausschließlich Lametta, das jemand in bestimmt stundenlanger Feinarbeit einzeln über die Zweige gelegt haben muß. Der Gesamteindruck war einfach umwerfend. Nie mehr habe ich einen Weihnachtsbaum gesehen, der in seinem schlichten und vollendeten Aussehen jenen gleichgekommen wäre; mir kam es so vor, als seien sie mit hauchdünnen Silberschleiern überzogen. In diesen Ferientagen habe ich oft und gerne ministriert. Das große Haus wirkte leer, weil die Schüler fehlten. Die wenigen Patres und Brüder - es waren ungefähr zwölf - machten sich kaum bemerkbar. Nach dem Ministrieren war ich eingeladen, mit ihnen zu frühstücken. Sicherlich war

ich anfangs scheu und wortkarg, doch ich merkte schnell, daß Patres und Brüder auch nur Menschen waren mit all den Stärken und Schwächen. Da Ferien waren, ging es ohnehin lockerer zu, und die Art, wie sie miteinander umgingen und auch mich in ihre Gespräche einbezogen, entspannte mich zusehends, so daß ich mich bald pudelwohl fühlte.

Nach dem Frühstück fragte ich die Patres, ob ich ihnen etwas helfen könnte, und schon gab es für mich Arbeit. Brennmaterial war herbeizuschaffen, und so trug ich Holz, Kohlen und Briketts vom Keller in ihre Zimmer; in jedem stand ein kleiner Ofen, der gut befeuert sein mußte, um die hohen und langen Räume einigermaßen warm zu kriegen.

Ich merkte bald, daß jedes Zimmer eigentlich eine kleine Welt für sich war. Jede Zelle hatte ihre eigene Atmosphäre; kam ich zu Pater Fischer, so gab's ein Hallo. Er sprang auf, nahm mir die Sachen ab, redete laut und viel und war immer zu einem Späßchen aufgelegt. Sein Zimmer war nicht gerade in bester Ordnung, dafür herrschte eine heitere Stimmung; er war eben ein Sanguiniker, ein temperamentvoller, lebhafter Mensch. Auch meinen Pater Superior Schell durfte ich bedienen. Sein salbungsvolles "Ja" nach dem Anklopfen ließ mich jenen Typ errahnen, der langsam, bedächtig, mit ausgewählten Worten und wohlgeformten Sätzen mit mir redete; gerade soviel und so persönlich wie erlaubt, um die Autorität nicht anzukratzen. Der ältere Herr hatte dennoch eine gutmütige, liebe Art, die etwas Väterliches und Mütterliches zugleich einschloß; aber es blieb bei einer bestimmten Distanz, schließlich war er ja auch Pater Superior.

Dann schleppte ich Kohlen und Briketts vom Keller durchs Treppenhaus für Pater Huber. Ich klopfte, "herein" war zu hören, und als ich die Türe aufmachte, sah ich nichts als

riesengroße meist rote Taschentücher, die auf einer langen Schnur aufgehängt waren, die im Zickzack von Wand zu Wand verlief und Zweidrittel des Zimmers ausfüllte. So sah ich niemanden und rief: "Pater Huber! Sind Sie da?" Ich hörte ein Stuhlrücken, dann bewegten sich ein paar dieser großen Taschentücher, und sein Gesicht mit dem Spitzbart kam dazwischen zum Vorschein. Pater Huber war klein und schwächlich, und sein Spitzbart machte ihn noch dünner, als er's ohnehin schon war. Bei uns Schülern hatte er als einziger von den Patres einen Spitznamen: Wir nannten ihn 'Giftzwerg'; das kam daher, daß wir im Unterricht oft nicht wußten, wo wir bei ihm dran waren. Sein Hang zum Sarkasmus machte es uns schwer, herauszufinden, wie er Gesagtes gemeint hatte, und so wurde es oft schwierig, sich auf ihn einzustellen.

"Ach, du bist's, Wolfgang", empfing er mich, "ja, komm nur näher!" Und dann meinte er, er müsse mich aufklären angesichts meiner Verwunderung beim Anblick dieser vielen Tücher. Des Rätsels Lösung war, daß er sich genötigt sah, seine Taschentücher selbst zu waschen. Normalerweise wurde die gesamte Wäsche der Patres in die Oberstadt zu den Schwestern ins Josefshaus zum Waschen gebracht. Dort lebten Vinzenterinnen, die schon seit vielen Jahren das Waschen und Bügeln übernommen hatten. Doch es gab ein Problem: Pater Huber war leidenschaftlicher Schnupfer; dementsprechend sahen seine Taschentücher aus, und die Schwestern weigerten sich nun endgültig, diese weiterhin zu waschen. So wusch er sie selbst und hängte sie zum Trocknen im Zimmer auf.

Dann war da noch Pater Hafner; er war mir der liebste von allen, und es ist gar nicht so leicht, zu erklären, warum es so war. Er war groß und schlank, beim Gehen lag sein Körper

stets in leichter Schräglage, er hatte kein schönes Gesicht, und seine Zähne waren braun und unansehnlich; dennoch mochte ich ihn, weil er wie ein Kumpel, wie ein älterer Bruder zu mir war. Wie haben eigentlich nie tiefschürfend über Probleme oder ernsthafte Dinge gesprochen, und trotzdem war ich sicher, mit ihm jederzeit über alles reden zu können. Ich habe ihn nie richtig lachen gesehen oder gehört, schon gar nicht laut; aber wenn er den Mund verzog, und sein Oberkörper sich leicht zu schütteln begann, wußte ich, daß er über etwas lachen mußte. Pater Hafner hatte ein Eckzimmer, das zwei Fenster besaß; doch wurde eines nie geöffnet, weil sich auf der breiten Ablage Zigarrenkistchen stapelten. Besonders in der Weihnachtszeit türmten sie sich auf, und er wurde nicht müde, mir zu erklären und mich riechen zu lassen, was es für Sorten wären und von welchen Tanten und Verwandten er sie geschenkt bekommen habe. Er war ein starker Zigarrenraucher, und sein Zimmer war eine einzige Raucherhöhle. Ich mochte diesen Zigarrengeruch, und da er stets gute Marken bis hin zur Havanna zu rauchen schien und sein Zimmer gut geheizt war, erkaltete der Rauch nicht und roch deswegen auch nicht unangenehm.

Und dann kam's: "Komm Wolfgang, probier mal eine!" lockte mich der Pater. Ich zögerte, griff dann doch in die große Zigarrenkiste, holte so einen dicken Brummer heraus und hielt ihn hilflos in der Hand. Er erklärte mir das mit dem Anfeuchten, dem Abschneiden und die Zeremonie des Anbrennens, bevor man dann die Zigarre zum Munde führte und den ersten 'genußvollen' Zug machte. Nach ein paar weiteren Zügen zog ich es vor, sie in den Aschenbecher zu legen, doch war dies der Anfang meiner Raucherlaufbahn.

Am darauffolgenden Sonntag war ich nachmittags wieder bei Pater Hafner, und dort rauchte ich eine kleine Zigarre, bevor wir zur Nachmittagsandacht in die Hauskapelle gingen. Dieser zwanzig Minuten dauernde Gottesdienst kam mir endlos vor: Das Rauchen hatte mir nicht gut getan, und so kniete ich vor dem Altar und sah den Tabernakel in wechselnden Entfernungen; einmal kam er auf mich zu, das andere Mal war er weit entfernt und verschwommen. Die Worte der Betenden nahm ich wahr, verstand sie aber nicht; manchmal klangen sie hart, dann wieder weich wie Watte; in meinem Kopf drehte sich einiges, und mir war schlecht und elend. Ich hatte nur einen Gedanken: „Lieber Gott, laß diese Andacht bald zuende sein!“

Danach sah ich zu, so schnell wie möglich nach draußen in den Hof zu kommen. Dort setzte ich mich auf eine Mauer, blieb lange sitzen, und die frische Luft tat mir gut. Jahre danach habe ich keine Zigarre mehr geraucht; statt dessen besorgte ich mir Zigaretten.

Wenn ich mich in diesen Weihnachtsferien tagsüber auch viel bei den Patres aufgehalten hatte, so war ich abends doch meistens daheim, bis auf jene Abende, an denen ich mit Pater Knoll unterwegs war. Er gehörte nicht zu den Haigerlocher Patres, sondern lebte im Missionshaus Trier. Als gebürtiger Hechinger kam er mal wieder in seine Heimat und machte im Haigerlocher Missionshaus Station. Eines Tages kam er dort an in seinem Opel P 4, jener Schaukelkutsche, in die man fast aufrecht einsteigen konnte, und die nach allen Seiten nachwippte, je nach Gewichtsverlagerung. Ich war gerade dort, als er ankam, und wir kamen ins Gespräch. Da er für sein

Vorhaben einen Helfer suchte und mich für geeignet hielt, willigte ich ein, und bald gingen wir auf Vortragsreise.

Pater Knolls Plan sah vor, in den Gasthofsälen einiger umliegender Gemeinden Filmvorträge zu halten über die Arbeit der Weißen Väter in Afrika. Diese Vorträge waren von den Dorfpfarrern zuvor von der Kanzel beim sonntäglichen Gottesdienst angekündigt worden. Da diese Vorträge immer abends stattfanden, fuhren wir hin, als es schon dunkel war und kamen spät zurück.

An eine Fahrt kann ich mich noch gut erinnern. Der Pater hatte das halbe Auto voller Gerätschaften und Apparate gepackt. Es war schon dunkel, als ich neben ihm Platz nahm, und wir auf der verschneiten Straße unserm Ziel entgegen fuhren. Eigentlich war es kein Fahren, sondern eher ein Rutschen. Ich betrachtete ihn während er fuhr von der Seite und bemerkte, daß seine Lippen ständig in Bewegung waren; ich glaube, er betete um eine gute Ankunft. Er war etwas eigenartig, dieser verschrobene Pater Knoll, der so erfüllt war von seinem Sendungsbewußtsein, daß er diese Fahrten zu seinen Vorträgen bei jedem Wetter durchführte.

Wir kamen spät aber heil in dem Dorf an, und die Leute in dem fast vollen Saal des Gasthofs warteten schon auf uns. Nach kurzer Begrüßung baute Pater Knoll hastig seinen Filmprojektor auf; ein großes Leintuch war die Filmwand, und der Stummfilm surrte ab. Zu den einzelnen Bildfolgen gab er entsprechende Erklärungen und Bemerkungen. Meistens folgte noch eine zweite und dritte Filmrolle, danach ging das Licht im Saal wieder an, und die Leute konnten an den Pater Fragen stellen, während ich die Filmrollen von Hand zurück spulte, das Leintuch einrollte, den Filmprojektor sorgfältig in einem Koffer verschwinden ließ, den Projektionstisch

zusammenklappte und die Kabeltrommel aufrollte. Wenn dann das Stichwort des Paters mit der Bitte um eine Spende für die Missionsarbeit in Afrika kam, schnappte ich den Schuhkarton, ging zu den Leuten, durchkämmte Reihe um Reihe und sammelte deren Geld ein. Nun mußte alles wieder ins Auto gepackt werden, dann kam der Abschied vom Ortsgeistlichen, und wir traten die Heimfahrt an. Es schneite immer noch, und auf der Straße befand sich eine festgefahrene Schneedecke. Zum Glück war wenig Verkehr, sonst wäre unsere Rutschfahrt vielleicht gefährlicher verlaufen; aber auch ohne Gegenverkehr endete sie kurz hinterm Dorfausgang nach einer Kurve: Während der Pater in die Kurve lenken wollte, fuhr der Opel brav geradeaus und schnurstracks saßen die Vorderräder im Graben. Das war nicht weiter schlimm, denn es war nicht viel passiert; aber wir brauchten Hilfe. So mußte ich das Auto hüten, während Pater Knoll ins Dorf zurückging, um Hilfe zu holen. Endlich tuckerte der Traktor eines Bauern heran und zog uns aus dem Graben heraus. Nun fuhren wir mit etwas weniger Tempo, fast schleichend, weiter, und der Pater meinte: "Wolfgang, beten wir jetzt den Rosenkranz um eine gute Heimfahrt", und wir beteten bis Haigerloch und erreichten unversehrt das Missionshaus. Da es schon recht spät in der Nacht war, wollte er die Geräte nicht mehr auspacken, und so ging ich gleich nach Hause. Mutti war noch wach geblieben und hatte sich schon Sorgen gemacht.

Die Tage der Weihnachtsferien waren wie im Fluge vergangen, und das Haus am Berg war wieder voller Leben. Der Alltag und das Lernen hatte uns wieder. Im Februar 1950 erfaßte uns dann eine Grippewelle. Sie grassierte so stark, daß der Unterricht ausfiel, weil die wenigen Gesunden im Haus alle

Hände voll zu tun hatten, die kranken Schüler und Patres zu versorgen. Erstaunlicherweise hielt ich dieser Grippe stand und zählte bald zu den wenigen, die noch gesund waren. Mitschüler und Patres nannten mich 'Sanitäter', was mich stolz machte und zu noch mehr Leistung anspornte. Doch als die meisten sich nach etlichen Tagen von ihrer Grippe erholt hatten, lag ich auf der Nase. Jetzt hatte sie mich erwischt. Fiebernd lag ich im Bett, dann wieder fror es mich. Diesem Schüttelfrost machte ein Pater bald ein Ende: Auf dem Rücken liegend bekam ich einen gebogenen, hölzernen Kasten über den Bauch gestellt und wurde mit mehreren Decken zugedeckt. In diesem Bogen befanden sich einige Glühbirnen, deren Wärme mich bald zum Schwitzen brachte. Später wurde der Kasten entfernt, ich bekam viel zu trinken und mußte weiter schwitzen. Am anderen Morgen war das Ergebnis unter meinem Bett deutlich erkennbar: Ich hatte die Matratze durchgeschwitzt, und der Schweiß befand sich in Form einer tellergroßen Lache auf dem Fußboden. Das war eine Radikalkur, doch sie half, und ich gesundete. Wenn auch noch schwach und wackelig, so stand ich nach ein paar Tagen doch wieder auf eigenen Füßen.

Damals, als die Osterferien sich näherten, wußte ich noch nicht, daß einige Erlebnisse mein Leben verändern würden, die ich während dieser Ferien hatte. Mutti hatte über den Suchdienst des DRK erfahren, daß entfernt Verwandte, die in Marienburg unweit der Burg ein Hotel in Pacht betrieben hatten, nun in Durlach bei Karlsruhe wohnen würden. Mutti meinte, ich könnte ja mal in den Osterferien Onkel Ali und Tante Mia besuchen. Das hätte ich auch sehr gerne getan, wenn ich ein Fahrrad gehabt hätte; mit dem Zug zu fahren war

zu teuer. „Frag doch mal deine Patres“, meinte Mutti, „vielleicht bekommst du eines geliehen.“

Pater Huber lieh mir sein Rad, ein robustes und schweres Gefährt mit einer einfachen Vorderradbremse und einem Freilauf hinten, ohne Gangschaltung oder anderes Zubehör, wodurch das Radfahren erleichtert worden wäre. Doch ich war froh und gespannt zugleich, denn es war ja eigentlich meine erste große Reise, die ich alleine antrat, und ich spürte Abenteuerlust in mir. Mutti hatte frühzeitig eine Postkarte geschrieben und mich angekündigt. Onkel Ali war ein Cousin meines Vaters, seine Frau, Tante Mia, eine Karlsruherin. Ich kann mich noch gut an das Hotel in Marienburg erinnern. Dieses Haus mit einem Dutzend Garagen, einem weitläufigen Park, in dem befestigte Tanzplätze, von Laternen umgeben, vorhanden waren, hatte sicherlich schon bessere Zeiten erlebt. Zu meiner Zeit wurde offensichtlich nur noch eine Gaststube mit einem oder zwei Nebenzimmern betrieben. Die Küche befand sich im Kellergeschoß, und die Speisen wurden mit einem Aufzug hochgebracht. Tante Mia war am Ausschank und bediente die Gäste, während Onkel Ali als gelernter Koch sich in der Küche aufhielt. Zwar gab es da noch einen großen Saal mit Bühne und Vorhang, doch er war wohl schon länger nicht mehr benutzt worden und dämmerte so dahin. Hinter der Bühne sah ich ein Piano, einen Flügel und sonstiges Gerät; unaufgeräumt und verstaubt lag alles herum. Während der Polenreise 1985 besuchte ich auch Marienburg, doch dieses Hotel gab es nicht mehr; statt dessen ein weiter, mit jungen Bäumen bestandener Platz, umgeben von einigen Neubauten.

## Karlsruher Impressionen

Diese Erinnerungen an früher gingen durch meinen Kopf, als ich mich im April 1950 aufmachte, meine Verwandten zu besuchen. Ich fuhr von Haigerloch durch's Eyachtal über Eutingen, Hochdorf, dann durch's wunderschöne Nagoldtal, vorbei an Calw und durch Pforzheim hindurch. Von dort dauerte es nur noch eine Stunde, bis ich Durlach erreicht hatte. Die gesamte Strecke betrug etwa 120 Kilometer, und schon während dieser Fahrt wurde mir klar, daß eine neue, veränderte Welt auf mich zukommen würde, die ich in meinem bisherigen Leben noch nicht gekannt hatte.

Es machte einige Mühe, in Durlach die Straße zu finden. Irgendwann stand ich dann vor einem halben Haus, das mit seinen vier Stockwerken schmal und steil in den Himmel ragte, deren nackte Mauersteine auf einer Seite verrieten, daß hier früher ein größeres Haus gestanden haben muß und wohl durch Kriegseinwirkung gelitten hatte. Insgesamt bekam ich den Eindruck von einem alten, verwohnten und wenig gepflegten Gebäude, in dem sich im Erdgeschoß ein Lokal befand. Dort fragte ich nach der Wohnung meiner Verwandten, als ich vor Tante Mia stand; ob sie dort Pächterin oder nur Bedienung war, blieb mir unbekannt, aber die Begrüßung war herzlich, und es gab viel zu erzählen. Onkel Ali hatte eine Stelle als Koch bei den amerikanischen Streitkräften in Karlsruhe. Ihn habe ich selten und nur kurz wiedergesehen, denn morgens ging er früh und kam abends spät zurück. Auch Tante Mia war den ganzen Tag in ihrem Lokal beschäftigt, so daß sie mir gleich nach meiner Ankunft die Wohnungsschlüssel in die Hand drückte. Das Fahrrad konnte ich im Hausgang abstellen. Die Wohnung

befand sich im gleichen Haus, hoch oben unterm Dach dort, wo die meisten Wände schräg waren.

Dort oben wartete ich auf Cousin Heinz und Cousine Elli. Ich hatte bald heraus, daß Heinz wenig Interesse an mir zeigte; zudem war er, wenn er abends von der Arbeit kam, gleich wieder fort. Elli war anders; ihr verschmitztes Lächeln gefiel mir, und sie kümmerte sich um mich. Tagsüber war ich zwar auf mich alleine gestellt, da sie als Textilverkäuferin in einem Durlacher Geschäft angestellt war, doch für die Abende und den bevorstehenden Sonntag plante und organisierte sie. Wir verstanden uns gut, und mit jedem Tag spürte ich, wie das Weibliche immer mehr Raum in mir einnahm, wie meine Gedanken an sie mich euphorisch stimmten, und meine Neigung ihr gegenüber sich verstärkte. Als ich merkte, daß Ähnliches auch bei ihr ablief, waren wir unzertrennlich, wann immer die Zeit es zuließ. So bummelten wir abends durch die Durlacher Geschäftsstraße und betrachteten die Auslagen hinter den Schaufenstern, gingen ins Kino oder besuchten ihre Freundin Ernestine Schindler, deren Vater Eisenbahner war, und der mit seiner Familie in einer jener engen und einfachen Wohnungen lebte, wie sie für Eisenbahnbedienstete reihenweise gebaut worden waren.

Ernestines Eltern hatten mich für den nächsten Tag zum Kaninchenessen eingeladen; eine Gelegenheit, sich näher kennenzulernen. Mir gefiel dieses Mädchen mit den blonden Haaren und dem durchsichtigen, madonnenhaften Aussehen. Wir haben draußen im Schrebergarten der Eltern einen fröhlichen und unbeschwerten Nachmittag voller Sonnenschein verbracht, und auch jetzt spürte ich dieses Gefühl der Zuneigung zum anderen Geschlecht, und zugleich mußte ich

daran denken, wie das wohl mit meinen Zielvorstellungen zu vereinbaren sei. Später erzählte mir Elli, daß Ernestine sehr herzkrank sei; vielleicht kam sie mir deshalb so zart und zerbrechlich vor.

An den übrigen Werktagen unternahm ich Ausflüge nach Karlsruhe. Dazu fuhr ich mit der Straßenbahn von Durlach bis zur Stadtmitte; stundenlang hätte ich so Straßenbahn fahren wollen. Das pulsierende Leben einer großen Stadt war wieder erwacht und überall um mich herum spürbar, und ich taumelte hinein wie in einen Rausch. Stundenlang stand ich an einer belebten Straßenkreuzung, beobachtete das geschäftige Treiben der Fußgänger, nahm den Verkehrslärm in mich auf wie ein Musikstück und sog die von Benzin und Abgasen erfüllte Luft ein wie eine Droge. Ich fühlte mich gut und stark und voller Tatendrang. Jetzt begann ich, zu erahnen, wie es sein muß, wenn man das Leben liebt, ein Leben voller Entdeckungen und Überraschungen, ohne Bedürftigkeit, ohne Armut. Begriffe wie Genügsamkeit, Einfachheit, Bescheidenheit, Verzicht, Enthaltung, Trauer, Sorge und Mitleid kannte ich zur Genüge, denn sie waren häufig Begleiter gewesen in den letzten Jahren. Was ich in diesen Tagen meines Karlsruher Aufenthalts sah und um mich herum erlebte, war für den Siebzehnjährigen wie ein Aufbruch in eine neue, eine andere Welt; eine Welt, in der die Freude ihren Platz hatte, Begehrlichkeiten ihre Befriedigung fanden, Wünsche erfüllbar wurden und die Verwirklichung der Träume möglich war.

Aus einer tristen, grauen Welt wie ich sie in den letzten Jahren kannte, und wo es stets nur um das Notwendige zum Überleben ging, und wo das Missionshaus die bisher einzige kleine Insel der Zuflucht darstellte, erlebte ich nun im Frühjahr 1950 eine

Welt in ihrer bunten Vielfalt. Die Farben der erwachenden Natur nahm ich ebenso bewußt wahr wie die farbenfrohe Kleidung der Passanten, die chromblitzenden Straßenkreuzer amerikanischer Soldaten ebenso wie die bunten Reklamen in den Straßen. Ich spürte diese Aufbruchstimmung, die nach langen Kriegsjahren ein ganzes Volk ergriffen hatte, und ich wollte mit dabei sein und teilhaben am Aufbau dieses neuen Lebens.

Zu allem, was ich in diesen wenigen Tagen erlebte und erfahren hatte, kam hinzu, daß ich eine aufkommende Hinwendung zu lebensfrohen und hübschen Mädchen spürte. Mit ihnen zusammen zu sein, machte mich zufrieden und ausgeglichen und manchmal sogar glücklich. Ich fühlte, daß diese neue Erkenntnis notwendig war für die Vervollständigung meines Lebensgefühls. Mit Elli hatte alles angefangen, und durch sie begann sich mein Leben zu wandeln.

Der Sonntag kam, und Elli fuhr mit mir in den Zoo. Ernestine begleitete uns, und wir verbrachten zu dritt einen wunderschönen Tag. Tags darauf fuhr ich heim, und der Abschied fiel mir schwer. Ich hatte das Gefühl, als würde ich etwas zurücklassen, und es machte mich wehmütig und traurig. Doch in meinen Augen muß all das Erlebte sich widergespiegelt haben, denn als ich daheim angekommen war, sah mich Mutti eine Weile an und fragte zu allererst: "Na, Wolfgang, willst du immer noch Missionar werden?" Sie hatte die Veränderung, die in mir vorgegangen war, erkannt. Ab jetzt gab's da ein Problem.

Das Fahrrad hatte ich geputzt und wieder zu Pater Huber zurückgebracht. Ich bedankte mich und war froh, daß er keine Einzelheiten meiner Radtour erfahren wollte; was hätte ich ihm

auch sagen sollen ? Die Osterferien gingen allmählich zuende, und ich verabschiedete mich von den Patres, denn ich war in die fünfte Klasse versetzt worden, und die befand sich wie auch die restlichen Klassenstufen bis zum Abitur in einem anderen Haus der Weißen Väter, in der Kreuzburg. Dieses Gymnasium war in Groß-Krotzenburg unweit von Hanau am Main, das zum Einzugsgebiet von Frankfurt gehörte.

Diese neue Umgebung sollte von April bis Ende Juli 1950 mein Zuhause werden, doch es wurde die längste und unerträglichste Zeit in meinem jungen Leben. Ein einziger Gedanke trieb mich Tag für Tag um: Bleibe ich auf dem eingeschlagenen Weg oder kehre ich um ? Werde ich ein Missionar mit der Verpflichtung zum Zölibat oder nicht ? In langen und einsamen Stunden habe ich mit mir und Gott gerungen und die Entscheidung immer wieder vor mir hergeschoben. Nahezu zweieinhalb Jahre war ich nun bei den Weißen Vätern, und da ich ein Flüchtlingskind und Halbwaise war, hatte meine Mutter nie etwas für meine Unterbringung und Verpflegung zahlen müssen. Ich wurde von der Gemeinschaft mit durchgebracht. Wenn ich jetzt abspringen würde, wäre ich undankbar und müßte mir schäbig vorkommen. Was ich dort nicht nur an schulischer Ausbildung sondern auch an menschlicher Zuwendung und Hilfen zur Lebensgestaltung erhalten hatte, hat mich geprägt, mein Leben bestimmt, meine Gedanken und meine Denkweise in vielem geformt. Dieser Gemeinschaft von Patres und Mitschülern habe ich unendlich viel zu verdanken.

Und dennoch konnte ich nicht bleiben. So sehr mich diese Gemeinschaft aufgefangen hatte zu einer Zeit, da mir als Heranwachsender das Leben aus vielerlei Gründen nicht mehr lebenswert erschien, so einengend und hinderlich kam sie mir

jetzt vor, da ich an Seele und Geist gesundet, auch älter geworden war und eine andere Seite des Lebens, die heitere und unbeschwerte, kennengelernt hatte.

Als ich mir im Laufe quälender Wochen allmählich auch darüber klar wurde, daß ich mich dem Weiblichen doch nicht entziehen könnte, mußte ich Farbe bekennen und bat den Oberen, Pater Superior, um ein Gespräch. Es kam in seinem Sprechzimmer zustande, und ich erklärte ihm, daß ich von Anfang an zwar mit ganzem Herzen Priester und Missionar der Weißen Väter werden wollte, jetzt jedoch meine Zweifel hätte, dies auch durchzuhalten. Ich gab ihm auch zu verstehen, daß es für mich nur ein Ja oder Nein gäbe, nicht aber ein Sowohl-als-auch.

Er hörte sich meine Ausführungen geduldig an und machte erst gar nicht den Versuch, nach näheren Gründen zu fragen. Er bat mich, nochmals in aller Ruhe darüber nachzudenken und in ein paar Tagen erneut vorzusprechen. So trennten wir uns; doch trotz allen Nachdenkens und Betens änderte sich meine Einstellung nicht, und so blieb es dabei, daß ich mit Beginn der Sommerferien mit einem Abgangszeugnis das Gymnasium und Internat der Weißen Väter verließ.

Nun, da ich mich entschieden hatte, kam ich mir in der Kreuzburg wie ein Fremder vor, der hier nicht mehr hingehörte, und ich hatte große Mühe, die strenge Hausordnung einzuhalten. Bald stellte sich heraus, daß ein Mitschüler dieses Gymnasium auch verlassen wollte, und so trafen wir uns häufig in der Freizeit und redeten viel über die Zukunft. Bei den Nachmittagsspaziergängen durften wir in kleinen Gruppen ohne Aufsicht das Internatsgelände verlassen, mußten aber zur bestimmten Zeit wieder zurück sein. Unweit

davon befand sich ein Waldgebiet, durch das eine Schnellstraße führte. Dort hielten wir uns oft auf; wir legten uns an die Straßenböschung und verfolgten die vorbeifahrenden Autos mit unseren Blicken, und meine Gedanken und Sehnsüchte fuhren mit, und ich zählte die Tage und Wochen bis zum Beginn der Sommerferien und schwelgte in meinen Erinnerungen an die Zeit in Karlsruhe und träumte von Elli und Ernestine, vom Kinobesuch und Straßenbahnfahren, von dem Besuch im Zoo und dem Schaufensterbummel, und alles drehte sich in meinem Kopf, und ich fühlte mich schwindlig und seelig zugleich.



Mit einem Mitschüler im Garten der Kreuzburg

Dann kam der Tag der Heimreise; die Sommerferien begannen, und für mich ging ein Lebensabschnitt zuende, der mir viel gegeben, und dem ich noch mehr zu verdanken hatte; er hat mich geprägt und geformt und in meinem Leben danach habe

ich in vielem von dem gezehrt, was ich damals gelernt und erfahren hatte.

Meine Entscheidung war unumkehrbar geworden, und ich mußte mich auf eine neue Situation einstellen. Als Mutti von meinem Entschluß erfuhr, hatte ich den Eindruck, daß sie erleichtert zu sein schien; doch wir sprachen nicht näher darüber. In den nun beginnenden Sommerferien standen zwei Fragen im Raum: Wie sollte es weitergehen, und welchen Beruf wollte ich erlernen. Es war einleuchtend und auch folgerichtig, ein Gymnasium weiter zu besuchen, um mit dem Abitur abschließen zu können, und ich mußte dafür meine ganze Vernunft zusammennehmen, denn ich war schulumüde geworden, und es fehlte mir die Lust, an einer neuen Schule, in einer neuen Klasse mit unbekanntem Lehrern und Mitschülern weiterzumachen. Dann war da noch die Frage, was ich später werden wollte. Zunächst dachte ich an eine Ausbildung bei der Kripo. Eine Begründung dafür hatte ich nicht, und ich ließ den Plan alsbald fallen, als man mir sagte, daß meine starke Kurzsichtigkeit ein erheblicher Hindernisgrund wäre. Muttis Wunsch war, daß ich die Laufbahn meines Vaters einschlage, und ich konnte mich damit sehr wohl anfreunden.

In diesem Sommer machte mir Mutti eine riesengroße Freude: Sie schenkte mir ein Fahrrad. Mit dem Zug fuhren wir nach Hechingen und gingen in das Fahrradgeschäft Merkt unweit des Bahnhofs. Ich bekam ein NSU-Fahrrad mit Vorderbremse, Rücklauf, Gepäckträger und Beleuchtungsanlage. Meine Freude war groß, denn jetzt stand mir die ganze Welt offen. Während Mutti mit dem Zug wieder nachhause fuhr, begann

für mich die Jungfernfahrt: sechzehn Kilometer von Hechingen nach Haigerloch mit einem nagelneuen Fahrrad.

Mit dem Fahrrad weitete sich auch mein Aktionsradius, und ich war oft damit beschäftigt, zu überlegen, wohin ich überall fahren könnte. Daß ich erneut nach Karlsruhe fuhr, lag nahe, doch die Eindrücke, die ich bei meinem zweiten Besuch erhielt, waren nur ein Abklatsch dessen, was ich beim ersten Mal erlebt hatte. Später habe ich die Verwandten auf 'Burg Eberstein im Murgtal noch einmal besucht. Onkel und Tante hatten dort das Ausflugslokal gepachtet, und Elli hielt sich von morgens bis abends in einem kleinen, hölzernen Kiosk auf, um all die Souvenirs und den Kitsch zu verkaufen, die bei Touristen so beliebt sind. Natürlich hatten sie alle fast keine Zeit für mich, alle waren sehr beschäftigt, und wenn der Abend kam, saß Elli immer noch im Kiosk und machte die Abrechnung des Tages; sie verglich ihren Tagesumsatz mit dem vom Vortage und war derart mit Geld, Einnahmen und Gewinn beschäftigt, daß sie mich fast übersah. So lernte ich sie von einer anderen Seite kennen, stellte Neigungen bei ihr fest, die mir nicht sonderlich gefielen, und mein Verhältnis zu ihr begann sich abzukühlen; So war mein Besuch auf Burg Eberstein die letzte Begegnung.

### Schulzeit in Hechingen

Die Sommerferien gingen bald zuende, und Mutti mußte mich bei einem Gymnasium anmelden. Für Schüler aus Haigerloch kam das Realgymnasium in Hechingen in Frage. Man konnte mit der HLB - der Hohenzollerischen Landesbahn - dorthin

kommen. Doch daraus wurde zunächst nichts; die Klasse sei überbelegt, hieß es. So versuchten wir es am Horber Gymnasium. Das klappte zwar, doch waren die Verkehrsverbindungen sehr ungünstig: Mit der HLB nach Eyach, von dort mit der Bundesbahn nach Horb und zwar so früh, daß ich eine Dreiviertelstunde vor Unterrichtsbeginn bereits in Horb war, aber erst nach sechzehn Uhr wieder nachhause fahren konnte. Das ging so ein paar Tage, dann plötzlich meldete sich der Direktor des Hechinger Gymnasiums und teilte meiner Mutter mit, ihr Sohn könne nun doch nach Hechingen kommen. Das war eine große Erleichterung: Um sechs Uhr zum Bahnhof, und kurz nach vierzehn Uhr war ich wieder zuhause. Warum ich plötzlich doch nach Hechingen kommen konnte, habe ich nie erfahren; der damalige Direktor war ein katholischer Geistliche, Monsignore Fischer. Vielleicht hatte er über den Haigerlocher Stadtpfarrer oder über die Weißen Väter von meinem Fall erfahren.

Vom Herbst 1950 bis zum Frühjahr 1955 besuchte ich nun die "Staatl. Oberschule zu Hechingen"; später nannte sie sich "Staatl. Gymnasium mit realisiertischem Zug", was soviel bedeutete, daß vor allem auf die Realfächer wie Mathematik, Physik, Chemie und Biologie Wert gelegt wurde und weniger auf Sprachen und musische Ausbildung. Dieses Gymnasium war also genau das Gegenteil dessen, was ich bisher hatte, aber es war für mich die einzige Möglichkeit, überhaupt weitermachen zu können. Lateinische und griechische Sprachkenntnisse waren nicht mehr gefragt, und musikalische Fortbildung bestand alleine darin, dem Schulchor beizutreten, der wöchentlich eine Stunde probte; da es die letzte Stunde des Vormittags war, drückten sich naturgemäß viele um diese Probe herum. Wer blieb, bekam automatisch ein "gut" als

Musiknote ins Zeugnis, die anderen ein befriedigend oder ausreichend; nach welchen Kriterien dies geschah, blieb stets ein Rätsel.

In meinem Zeugnis der siebten Klasse entdeckte ich ein 'befriedigend' in Musik; noch am gleichen Tag traf ich unsern Musiklehrer im Hausgang: „Herr Flad, ich habe im Zeugnis eine Drei in Musik stehen“. Er: „Die werden Sie wohl verdient haben.“ Ich: „Aber ich bin doch im Schulchor!“ Er: „Ja, dann ist es was anderes,“ sprach's, zückte seinen Füllfederhalter, strich 'befriedigend' durch, schrieb 'gut' daneben und: "gestrichen, Flad" ; so geschehen und heute noch nachzusehen in meinen Zeugnisunterlagen.

Diese viereinhalb Schuljahre in Hechingen waren fast durchweg eine quälende Durststrecke für mich. Gelernt habe ich nur, weil meine Einsicht dies gebot. Freude war da selten im Spiel; dafür waren die Erfolge zu spärlich. Was ich konnte, worin ich geübt war, was mir Spaß machte und wozu ich auch veranlagt war wie Sprachen oder musische Fächer, all das war hier wenig oder gar nicht gefragt. Und ausgerechnet Englisch, das ich bei den Weißen Vätern erst seit vier Monaten gehabt hatte, lernten meine Klassenkameraden schon seit über vier Jahren. Da war viel nachzuholen.

Am schlimmsten aber war es mit der Mathematik, die an dieser Schule recht intensiv betrieben wurde, während man sie bei den Weißen Vätern eher lässig unterrichtete. Vor allem hier spürte ich den fundamentalen Unterschied einer humanistisch-sprachlichen Ausbildung zum Unterricht in einem Realgymnasium mit naturwissenschaftlicher Ausrichtung. Das mußte ja schief gehen, und ich wundere mich heute noch darüber, daß ich trotz zweimaliger Bemerkungen über eine Versetzungsgefährdung es dennoch geschafft habe, ohne

Wiederholung einer Klasse das Abitur mit "befriedigend" abgelegt zu haben.

Zur Mathematik hatte ich in den letzten zwei Schuljahren ein merkwürdiges Verhältnis. Während die Mitschüler vor einer Klassenarbeit in panikähnliche Zustände gerieten, blieb ich völlig ruhig; das hatte seinen Grund: Bei mir hatte sich seit längerem ein solch enormes Defizit an mathematischen Kenntnissen angesammelt, daß ich bei allem, was jetzt noch an Aufgaben gestellt wurde, nichts verschlimmern, eher verbessern konnte. Und so fieberte ich auch nicht - wie die anderen der Bekanntgabe der Noten entgegen, da sie bei mir stets in der letzten oder vorletzten Stufe rangierten. Trotzdem gehörten viele der mathematischen Unterrichtsstunden für mich zu den interessantesten eines schulischen Vormittags: Immer, wenn ein neuer Begriff eingeführt wurde, ein neues Stoffgebiet vom Lehrer an der großen Tafel minutiös Schritt für Schritt detailliert erklärt wurde oder irgend eine komplizierte Aufgabe in ähnlicher Vorgangsweise gelöst wurde, weckte dies mein Interesse; oft verstand ich die Vorgehensweise des Unterrichtenden, viele Schritte erschienen mir einleuchtend, und was mir dabei vor allem gefiel, war die diesem Fach innewohnende Logik, mit der man sich vorwärts bewegte bis hin zur Lösung. Wenn dann die Probe gemacht wurde, und man kam wieder zum Ausgangswert zurück, spürte ich so etwas wie Staunen; doch die Ernüchterung kam schnell. Mit dem Hinweis des Lehrers: "Arbeiten Sie die Aufgabe Seite .... Nr .... auf morgen schriftlich durch....", stellte sich mein Unvermögen ein, zuhause im stillen Kämmerlein, ohne Hilfe eines Mitschülers, Gehörtes, Gesehenes und Gelesenes alleine nachzuvollziehen; das deprimierte immer mehr und vergrößerte die Unlust.

Hinzu kommt, daß man als Fahrschüler ohnehin mehr Zeit aufbringen mußte. Während die Hechinger noch im Bett lagen, war ich schon unterwegs zum Bahnhof, und wenn sie am Nachmittag mit ihren Aufgaben fast fertig waren, kam ich erst vom Zug und aß zu Mittag. Die konnten sich zusammensetzen, um Probleme zu lösen, ich war allein auf mich gestellt. Wenn ich rückschauend diese Hechinger Zeit bewerte, so war sie für mich eine lustlose, nüchterne, harte aber notwendige Zeit, die ich durchstehen mußte, weil am Ende das Abitur stand, das Tor zu vielen Möglichkeiten. Und auf Grund meiner bis dahin gemachten Erfahrungen wußte ich, daß ich nur über das verfügen konnte, was ich mir erarbeitet hatte.

In dieser Zeit zwischen Herbst 1950 und Frühjahr 1955 dominierte die Schule und die schulische Arbeit, und die Ferien waren lang ersehnte und willkommene Abwechslung in dem grauen Einerlei des Alltags. An einige wenige Begebenheiten erinnere ich mich; sie waren wie Farbtupfer im monotonen Einerlei.

Eines Tages packten wir nach der großen Pause unsere Schultaschen, um in den Chemieunterricht zu gehen, der im Physikraum stattfand. Einige Klassenkameraden kamen uns schon im Treppenhaus entgegen und sagten uns in heller Aufregung, daß wir überraschend eine Chemiearbeit schreiben würden. Mich traf die Nachricht wie ein Schlag; darauf war ich überhaupt nicht vorbereitet, und ich konnte mir die Note schon jetzt ausrechnen. Dabei stand ich in Chemie gar nicht schlecht da, aber diese bevorstehende Arbeit würde meinen Durchschnitt ganz schön vermässeln. Was sollte ich tun?

Einige Schritte vor der Tür zum Physikraum hielt ich inne, drückte eine Hand auf meinen Bauch und krümmte mich nach vorne. Andere fragten mich, ob mir nicht gut wäre, und ich antwortete: "Magenkrämpfe," und bat sie, mich bei Fräulein Hasselbaum zu entschuldigen. Daraufhin machte ich kehrt, verließ das Gebäude, ging zum Bahnhof und wartete auf den Zug.



Fahnenweihe der Haigerlocher Jugendgruppe im Bund der Deutschen Katholischen Jugend. Die Aufnahme entstand vor der Unterstadtkirche in Haigerloch

Eine Zeit lang leitete ich eine Jugendgruppe; es war eine Schar Jungen im Alter zwischen vierzehn und siebzehn Jahren, und wir gehörten dem Bund der Deutschen Katholischen Jugend an. Wöchentlich hielten wir unseren Heimabend in einem Raum des Pfarrhauses ab. Zumeist waren wir unter uns, denn Stadtpfarrer Gulde kümmerten sich nur selten darum. In diesen

Heimabenden lasen wir Abenteuergeschichten, setzten uns mit Rad- und Wanderkarten auseinander, lernten mit dem Kompaß umzugehen, übten an Schnüren und Stricken die verschiedensten Knoten, erkundeten Wanderwege, lernten das Morsealphabet, sangen Fahrtenlieder und spielten ein einziges Mal sogar Theater im Saal der Brauerei Maier am Römerturm. Das Stück hieß 'Der Fremdenlegionär'; es machte uns viel Arbeit aber auch Freude, wir bekamen Beifall und Kritik, und sicherlich war unsere Aufführung laienhaft, holprig und unzulänglich. Aber wir schafften es aus eigener Kraft ohne fremde Hilfe; darauf waren wir stolz, und unser Zusammengehörigkeitsgefühl wurde gestärkt. Es gab Zeiten, da waren wir eine aufeinander eingespielte Gemeinschaft, in der Hilfsbereitschaft, Kameradschaft, Verständnis und Freundschaft selbstverständlich waren.

Wie beschlossen eines Tages, eine mehrtägige Radtour zu unternehmen. Ziel waren die Bayerischen Alpen und das weiteste Ziel sollte Garmisch -Partenkirchen sein. Eine ganze Anzahl von Heimabenden galt der Vorbereitung; die Fahrräder mußten tauglich und verkehrssicher gemacht werden. Rad- und Tretlager sowie leichtes Spiel von Rädern und Kette mußten eingestellt und überprüft werden. Zustand der Bereifung und Beleuchtung und vieles mehr waren durchzusehen. Trainiert wurde auch: mehrere kleine Strecken mit Steigungen, Gefälle und Kurven wurden abgefahren. Große Sorge bereitete uns die Beschaffung von zwei Zelten; es sollten einfache Hauszelte sein, die sich in einzelne Dreiecksbahnen zerlegen ließen, um das Transportproblem besser lösen zu können. Wir sparten, legten zusammen, und den Rest bekamen wir von unserm Stadtpfarrer. Das war eine

Freude, als wir zum ersten Mal unsere neuen Zelte auf einer Wiese aufbauen konnten. Von nun an fieberten wir dem Tag entgegen, an dem das Abenteuer beginnen sollte.

Und er kam. Das Städtchen schlief noch, als es hell zu werden begann, und ein paar Jungen mit ihren vollbepackten Rädern sich auf dem Marktplatz trafen. Jeder hatte, wie abgemacht, an diesem Morgen kräftig gefrühstückt und einen Teller Haferbrei gegessen. Auch Traubenzucker hatte jeder dabei. Es folgte eine letzte Rad- und Gepäckkontrolle und die große Fahrt begann. Nach etwa zehn Kilometern machte einer schlapp, als es bergauf ging. Nun mußte sich zeigen, wie belastbar die Gruppe war. Mit Dextro Energen, gutem Zureden und kurzer Rast konnte es wieder weitergehen, und Ähnliches passierte auf der gesamten Fahrt nicht mehr. Am frühen Abend waren wir bereits im Allgäu und schlugen auf einer Wiese bei Lindenberg unsere Zelte auf. Alle waren müde, aber das Essen mußte noch zubereitet werden; ein Lagerfeuer wurde entfacht und das Essen gekocht. Todmüde verschwanden wir dann in den Zelten. Die Kühle des Morgens und vieltönendes Kuhglockengeläute weckte uns, und als wir rausschauten, befanden wir uns inmitten einer Kuhherde.

In Lindenberg besichtigten wir eine Käserei, kauften ein, und weiter ging die Fahrt bei Sonnenschein und sommerlichen Temperaturen auf der Deutschen Alpenstraße, vorbei am Alpsee nach Füssen. Tags darauf besuchten wir das Schloß Neuschwanstein, den Linderhof und das Kloster Ettal. Es war der vierte oder fünfte Tag seit unserer Abfahrt, als wir in Garmisch-Partenkirchen ankamen. Eigentlich wollten wir auf die Zugspitze, doch als wir die Fahrpreise erfuhren, begruben

wir unser Vorhaben; das konnten wir uns nicht leisten. Am anderen Tag machten wir uns wieder auf den Heimweg. Nachts



Jungen auf großer Fahrt

entlud sich ein schweres Gewitter, und der Donner wurde in den Bergen noch verstärkt. Für uns war es eine kurze Nacht, denn die Zelte durchnäßten, und alles wurde naß oder zumindest feucht. Unsere Stimmung fiel auf den Nullpunkt, und jeder wartete darauf, daß es hell werde. Der Tag kam, aber die Sonne ließ sich nicht blicken. Nebel und Dunstschwaden hingen in den Bergen, und wir beschlossen, nach kurzem Frühstück auf die Räder zu sitzen und uns warm zu strampeln. Während der Fahrt redete niemand, und ich überlegte, wie wir die Zeltplanen und unsere nassen Sachen wieder trocken bekommen könnten. Wir kamen durch ein Dorf und hielten bei der Kirche. Ihr gegenüber sahen wir ein stattliches Gebäude mit großem Vorgarten; das konnte nur das Pfarrhaus sein. Die

anderen warteten, und ich ging kurz entschlossen auf das Haus zu. Die Haushälterin erschien, und ihr trug ich meine Sorgen vor. Sie verschwand und kam kurz danach wieder. "Der Herr Pfarrer meint, daß ihr euch im Gartenhaus aufhalten könnt, und die nassen Sachen trockne ich euch in der Küche," ließ sie mich wissen. Am Nachmittag kam die Sonne wieder hervor, und während wir in dem wohlig warmen Gartenhäuschen Halma und 'Mensch-ärgere-dich-nicht' spielten, trockneten unsere Sachen, und unsere Stimmung wurde zunehmend besser. Am Abend zelteten wir auf dem Rasen, um am frühen Morgen wieder aufzubrechen mit einem herzlichen Vergelt's Gott an den Pfarrer und seine Haushälterin.



Das Wetter spielte uns keinen Streich mehr, aber als wir gerade dabei waren, unsere Zelte am Bodensee aufzuschlagen, mußten wir lange suchen, ehe wir einen Platz fanden. Verbotstafeln am Ufer, Hecken und Zäune und Hinweistafeln ‚Privatgrundstück‘ machten

uns das Zelten fast unmöglich. Schließlich erlaubte es uns ein Bauer hinter seinem Haus. Am anderen Tag kamen wir gesund und unversehrt, auch abgekämpft und erschöpft aber

reich an Eindrücken, Erfahrungen und Erlebnissen wieder zuhause an.

Im Frühjahr des folgenden Jahres beschloß ich, die fünfzehn Kilometer zur Schule nach Hechingen täglich mit dem Fahrrad zu fahren. So konnte ich die Monatsfahrkarte für die Bahn einsparen und das Geld für den Kauf neuer Fahrradreifen verwenden. Fast fünf Monate lang bin ich so zur Schule gefahren, und wenn mal eine Eckstunde ausfiel, konnte ich später aufstehen oder war früher daheim. Darin lag aber auch manche Versuchung. Ich erinnere mich an eine Hausarbeit in Deutsch. Die Klasse hatte vor Wochen den Auftrag bekommen, unter bestimmten Autoren einen Roman auszuwählen, ihn zu lesen und die eigenen Gedanken darüber in einem Essay darzulegen.

Ich wählte 'Die Majorin' von Ernst Wiechert, hatte das Lesen aber vor mir hergeschoben, und nun drängte die Zeit. Mit diesem Gedanken fuhr ich an einem sonnigen Frühlingsmorgen zur Schule, kam aber nicht weit. Als ich wie immer an dem einen Waldstück kurz hinter Haigerloch vorbeikam, bog ich vor dem Harter Bahnhofshäuschen nach rechts in den Wald, und fuhr den Waldweg ein Stück weit, bis ich eine Lichtung erreicht hatte. Im Moos machte ich es mir bequem, zog das Buch heraus und las es bis zum Ende, nur mit einer Unterbrechung, um mein Pausenbrot zu essen. Danach machte ich mir Notizen, konzipierte den Aufbau für meinen Aufsatz, und fuhr wieder zur üblichen Zeit heim. Am anderen Tag befand ich mich wieder in diesem Wald und schrieb den Aufsatz ausführlich als Konzept; so mußte ich ihn am Nachmittag zuhause nur noch ins Reine schreiben und konnte einen Tag später meine Arbeit abgeben. Natürlich bedurfte es

noch einer schriftlichen Entschuldigung von meiner Mutter. Das war kein Problem, denn ich nahm eine früher mal geschriebene Entschuldigung aus dem Klassenbuch, schnitt oben ein bißchen weg, so daß das frühere Datum entfiel und fügte das aktuelle ein. Als wir nach Tagen unsere Aufsätze zurückbekamen, hatte sich mein Einsatz gelohnt: die Beurteilung war positiv, und die Note betrug siebzehn Punkte, was soviel bedeutete wie gut bis sehr gut.

Sobald herrliches Wetter war, und der Morgen einen trockenen und warmen Tag versprach, verspürte ich einen unbändigen Drang nach draußen, und die Vorstellung, einen Vormittag lang in hohen, kahlen und kalten Schulräumen zu verbringen, war mir unerträglich. Ich wußte, daß ich dagegen ankämpfen mußte; meistens siegte auch die Vernunft, und ich fügte mich. Aber manchmal auch nicht.

So fuhr ich einmal morgens mit meinem Fahrrad am Gymnasium vorbei, aus der Stadt raus auf die Bundesstraße in Richtung Tübingen und bog kurz vor Mössingen nach Belsen ab. Es war Juli, und Belsen war bekannt für Kirschen. Soweit das Auge reichte, wuchsen ums Dorf herum unzählige Kirschbäume. Ich suchte mir eine Stelle, die etwas vom Dorf entfernt in der Nähe eines Waldecks lag, bestieg einen großen Kirschenbaum, pflückte und aß, solange es mir schmeckte. Dann füllte ich noch eine Tüte, stieg runter und fuhr nach Balingen.

## Verliebt

Dort im KONSUM hinterm Ladentisch stand sie, meine ganze Liebe, mit langen, naturgelockten schwarzen Haaren und den großen braunen Augen.

Und ich wartete, bis die Mittagspause begann; wir verbrachten sie gemeinsam und wir aßen die Kirschen. Ich kannte sie schon länger, zwar nur flüchtig, doch begegneten wir uns oft, da sie auch aus Haigerloch stammte und bei unserem Nachbarn und Vermieter eine Lehre als Verkäuferin machte. Das Geschäft befand sich ja in



unmittelbarer Nähe zu unserer Wohnung. Ich kaufte dort regelmäßig ein, so kamen wir uns näher, und vor einigen Monaten waren wir uns so nah, daß wir einander suchten und zusammen viel Freizeit verbrachten. Zudem sangen wir beide im Kirchenchor, und die wöchentlichen Proben waren willkommene Gelegenheiten, sich zu treffen und miteinander heimzugehen. Als die Lehre dann im März 1952 beendet war, verließ meine Freundin Marlies Ende Mai dieses Geschäft und

nahm eine Stelle beim KONSUM in Balingen an. Jeden Tag fuhr sie mit dem Fahrrad die fünfzehn Kilometer lange Strecke, und sehr oft fuhr ich ihr abends ein Stück entgegen, und wir kehrten gemeinsam nachhause zurück.

Als Schüler litt ich - wie die meisten - unter chronischem Geldmangel. Daheim sah's nicht anders aus, und Mutti war über viele Jahre ständig mit Ratenabzahlungen beschäftigt. Daneben ver-

kaufte sie im Haustürhandel Seife, Schuhcreme, Bohnerwachs und ähnliches. Da stieg ich mit ein, packte eine Schachtel voll auf mein Fahrrad und fuhr in die umliegenden Dörfer, ging von Haus zu Haus und versuchte, die Sachen loszuwerden. Bei diesen Haustürgeschäften konnte ich die verschiedensten Typen kennenlernen: Manche öffneten erst gar nicht, andere schlugen einfach die Türe zu oder schimpften noch hinterher. Aber es gab auch solche, die etwas abnahmen, und den Betrag sogar



Marlies und Wolfgang beim Winterspa-  
spaziergang in Haigerloch

noch aufrundeten; das war dann wie Balsam für mein verletztes Ich.

Einmal fuhr ich zum Dorf hinaus und weinte vor mich hin, da ich an vielen Türen vergeblich geklopft hatte, und mir kam der Gedanke, daß ich mich lieber aufhängen würde, als eine solche Tätigkeit ein Leben lang machen zu müssen.

Später reiste ich mit "Herders Hauskalender" übers Land; dieses Geschäft konnte zwar nur einmal im Jahr gemacht werden, brachte aber so manche Mark.

Danach beschloß ich, in den Ferien eine regelmäßige Aushilfsarbeit anzunehmen. Zunächst war ich in einer Brauerei beschäftigt. Dort mußte ich zweimal täglich mit anderen in die Darre, um die Gerste umzuschaukeln; feuchtwarm war's dort, und ich kam jedesmal naßgeschwitzt heraus, um anschließend in luftiger Höhe verrostete Eisenkonstruktionen mit einer Drahtbürste zu säubern und mit Rostschutzfarbe zu überstreichen. Ein andermal waren Bierfässer abzuladen und im Naßraum zu reinigen; Alles in allem eine schwere, nasse und ungesunde Arbeit, und "des Studentle" bekam natürlich stets das zu tun, wovor die anderen sich drückten. Verschwitzt, verdreht und entkräftet kam ich jeden Abend nach Hause.

Nach einer Woche hörte ich da auf und bekam eine Arbeit bei einer Firma, die elektrische Zeitschaltuhren herstellte. Der Chef selbst wies mir einen Platz in der Reparaturabteilung an. Dort arbeitete ein älterer Herr, der von Stuttgart stammte und jedes Wochenende mit dem Zug heimfuhr. Er führte mich in die einfacheren Reparaturarbeiten ein, und seine ruhige und ausgeglichene Art schufen ein erfreuliches Arbeitsklima. Jeden Tag kam morgens der Chef vorbei, um sich nach uns zu erkundigen. Mein Stundenlohn betrug damals 1,30 DM, und

das war für einen Ferienjob nicht unterbezahlt. Als der alte Herr einmal für ein paar Tage krank wurde, war ich schon in der Lage, die einfacheren Modelle dieser Schaltuhren zu reparieren. Die Arbeit machte mir Spaß, weil sie abwechslungsreich war und es keine monotonen Arbeitsabläufe gab.

Ganz anders war meine Tätigkeit in einer Fabrik, in der Tuben für alle möglichen Firmen hergestellt wurden. Anfänglich war ich dem Lagerverwalter zugeteilt, um ihm im Lager beim Sortieren, Stapeln und Umräumen zur Hand zu gehen; oder ich mußte den Fabrikhof von Papier und sonstigen Abfällen säubern, eine langweilige und geistlose Arbeit. Nicht viel besser war die Tätigkeit an einer der Stanzmaschinen: Man legte eine etwa 5 DM große Aluminiumrunde in die Maschine, drückte auf einen Knopf, und unten kam eine Tube heraus; und dieser Vorgang wiederholte sich ständig, Stunde um Stunde, acht Stunden am Tag und Woche für Woche... . Wer da nicht für Ausgleich in der Freizeit sorgte, mußte ja allmählich verblöden. Ein Leben lang - so sagte ich mir auch hier - könnte ich eine solche Arbeit nicht ausführen.

So verging ein großer Teil meiner Ferien damit. Hinzu kam noch das Beschaffen von Heizmaterial, das wir wie früher mit unserem Leiterwagen herbeischafften. Tannenzapfen und Knüppelholz sammelten wir im Wald hinterm Hospachhof, der einige Kilometer von uns entfernt lag. Einen Holzschlag bekamen wir in einem Waldstück an der Bahnstrecke im Eyachtal zwischen Haigerloch und Mühringen; auch dorthin waren es etwa drei Kilometer. Nur einmal hatten wir Holz ganz in der Nähe: Einige mitteldicke Baumstämme lagen in einem Steilhang unmittelbar oberhalb des Bahntunneleingangs.

Von der Oberstadt her kamen meine Schwester Lilo und ich an die Stämme heran, um sie von Hand in Stücke zu sägen und oben an den Straßenrand zu legen; aber dazu mußten wir uns anseilen, weil der Hang zu steil und die Arbeit zu beschwerlich war. Von allen Holzarbeiten in meinem Leben waren diese hier die weitaus schwersten, und ohne den beherzten und kraftvollen Einsatz meiner Schwester wäre die Arbeit nicht zu schaffen gewesen; wir waren froh, als sie beendet war. Einige Male konnten wir den Leiterwagen vollladen, und der Abtransport gestaltete sich leicht, denn es ging zu uns immer bergab, und wir mußten nichts anderes tun, als zu steuern und zu bremsen.



Die Familie Kuhr 1954 in Haigerloch  
Von links: Lieselotte, Brigitta, Wolfgang, Marietta, Ursula;  
davor: Richarda, Mutti, Gustel-Siegfried

Im Winter 1953 wurde die Eintönigkeit des schulischen Alltags für zehn Tage unterbrochen: Unsere Klasse fuhr mit dem Sportlehrer auf die Stellenalpe bei Hindelang in die Skifreizeit. Anfängliche Schwierigkeiten wegen der Skiausrüstung waren schnell behoben, denn Thilo, ein Mitschüler, besorgte mir Skistiefel und Ski. Da wir uns selbst versorgten, und die Mädchen kochten, war dieser Urlaub für alle bezahlbar. Dort lernte ich als absoluter Anfänger auf dem "Idiotenbuckel" die ersten Übungen. Abends saßen wir im Hüttenraum beisammen und quatschten, bis uns die Augen zufielen. Spät gingen wir nie zu Bett, denn das Skifahren tagsüber sorgte für eine gesunde Müdigkeit. Wir waren miteinander ein toller Haufen, niemand gab sich arrogant; die Herzlichkeit und Natürlichkeit, aber auch die gelebte Toleranz gegenüber manchen Eigenarten einzelner sorgten für jene Harmonie, in der es wohltut, Gemeinschaft zu erleben.

Hier in dieser schneereichen Einsamkeit machte ich eine weitere Erfahrung. Ich ging öfter mal für eine kleine Weile abends vor die Hütte und ließ die Gespräche und das Geschnatter hinter mir. Ich war allein im Schnee und umringt von Bergen, deren Umrise im schwachen Mondlicht undeutlich zu erkennen waren. Ich hörte keinerlei Geräusche, nur Stille umgab mich, und ich ließ sie lange auf mich wirken. Mit der Zeit bekam ich den Eindruck, ich könnte diese Stille hören, und tatsächlich empfand ich sie als einen monotonen Sang in sehr hohen, mit dem Ohr fast nicht mehr wahrnehmbaren Schwingungen. Ich spürte eine Kraft, die von dieser wundersamen Stille ausging, und seitdem weiß ich, daß

Stille hörbar ist und Kraft spenden kann. Ähnliches hatte ich ja schon vor einigen Jahren während der Exerzitien erlebt, doch jetzt empfand ich es intensiver.

Diese Tage auf der Stellenalpe zusammen mit unserem Sport- und Englischlehrer blieben mir stets in guter Erinnerung; sie waren eine Zeit der Kameradschaft, der Hilfsbereitschaft, eine Gelegenheit, Gemeinschaft zu erleben. Als wir mit dem Bus die Heimfahrt antraten wußten wir alle, daß wir uns nun besser kannten..

### Abitur

Zu Ostern 1955 ging meine Schulzeit am Hechinger Gymnasium zuende. Doch zuvor war noch das Abitur zu bestehen. Es kam die Zeit der schriftlichen Prüfungen in einzelnen Hauptfächern; für jedes Fach war ein eigener Vormittag angesetzt. Jeder von uns hatte einen Platz, der weit genug vom andern entfernt war, um "Unregelmäßigkeiten" zu unterbinden. Einige zitterten nicht, sie schlotterten; bei anderen zeigte sich die Nervosität darin, daß sie vor Beginn pausenlos plapperten, während andere wieder stumm in sich versunken dasaßen. Die meisten von uns waren von daheim mit allen möglichen Kraftreserven bedacht worden, die sie nun an ihrem Platz vor sich aufzubauen begannen: Traubenzucker, Cola-Schokolade, Kekse, Bonbons, Obst und Südfrüchte. Ich staunte nicht schlecht und wunderte mich, denn ich hatte wie immer meine Blechdose dabei, in der die Pausenbrote lagen.

Diese Tage waren Zeiten hoher Konzentration und intensiver Arbeit. Als sie vorbei waren, hatten wir einige Tage schulfrei, und jeden Morgen wachte ich mit der gleichen Frage auf: bestanden oder nicht bestanden? Dieses Warten auf das Ergebnis war schier unerträglich. Noch einige Jahrzehnte lang

hat mich diese Situation im Traum verfolgt, wenn ich von meiner Schulzeit träumte und nicht wußte, ob ich das Abitur bestehen würde oder nicht; auch träumte ich, ich säße wieder in der letzten Klasse, dann käme die Prüfung, und danach würde man mir mitteilen, daß ich das Abitur nicht bestanden hätte; ich aber würde dann voller Stolz mein Reifezeugnis hervorholen, um zu beweisen, daß ich bereits vor vielen Jahren das Abitur geschafft hatte. Mir fällt "Die Feuerzangenbowle" ein, und ich weiß nun, wie wahr die Aussagen in diesem Film sind.



Abiturklasse am Hechinger Gymnasium, Frühjahr 1955

Hinter der dritten Reihe links mit Brille: Wolfgang

Dann kam der Tag, an dem wir in der Klasse das Ergebnis erfuhren, und die Luft schien zum Zerreißen gespannt zu sein. Die Türe ging auf, unser Klassenlehrer kam herein, und es wurde kirchenstill. Er räusperte sich und sagte nur einen Satz: "Alle haben bestanden." Daraufhin war der Klassenraum ein

dröhnendes Tollhaus, und die Freude war übergroß. Ich erinnere mich: Auf dem Weg durch die Stadt zum Bahnhof begegneten mir Passanten, und ich war der Meinung, sie müßten mir doch ansehen, daß ich soeben das Abitur bestanden hatte. Doch nichts dergleichen geschah. An diesem Tag aber war ich der glücklichste und zufriedenste junge Mann weit und breit.

Mit der würdigen Abiturfeier in der Aula des Gymnasiums und dem abends stattfindenden Abiturball, an dem nur die Abiturienten mit ihren Lehrern und deren Partner teilnahmen, endete mein schulisches Leben in Hechingen.

### Studium

Mein Höhenflug dauerte nur ein paar Wochen, bis ich wußte, daß jeder Neuanfang unten beginnt. Ich bewarb mich um einen Studienplatz am Pädagogischen Institut in Weingarten, wurde zu einer mündlichen Prüfung geladen, bestand diese und wurde zum Lehrerstudium zugelassen. Diese zweijährige Ausbildung war mit einem Internat gekoppelt, und das kostete natürlich jeden Monat Geld.

Mit Mutti kam ich überein, daß sie mir monatlich den Betrag gab, den sie für mich als Halbwaisengeld zusammen mit dem Kindergeld vom Staat erhielt, und ich übernahm dafür die Kosten für Bücher, Internat, Fahrtkosten und Kleidung. Es waren zwei harte und entbehrungsreiche Jahre; Kinobesuche waren gestrichen, selten leistete ich mir ein Glas Bier am Abend in der Kneipe zusammen mit anderen, um nicht ganz die Pflege der Geselligkeit zu vernachlässigen und Besuche beim Friseur wurden weit hinausgeschoben; da hatte nicht selten das Geld für Seife, Zahnpasta, Schuhcreme oder für kopierte Unterlagen zu Vorlesungen den Vorrang. Einmal gab

es einen wahren Geldregen. In Weingarten trafen sich ehemalige Kameraden irgend eines Regiments aus irgend einem Krieg, und unsere Stammkneipe suchte einen Aushilfskellner für die Gartenwirtschaft. Ich erfuhr davon, ging gleich hin und bekam die Stelle für diesen einen Tag. Seitdem weiß ich, was Kellner leisten, vor allem, wenn sie über losen Schotter in einer Gartenwirtschaft die Bestellungen der Gäste heranschaffen müssen. Es war ein hart verdientes Geld, und ich spürte meine Füße nicht mehr, als ich abends mit der Chefin abrechnete. Weit über hundert Mark hatte ich verdient, und damit ließ sich manches anfangen.

Als diese zwei Studienjahre vorüber waren, stand wieder diese Frage im Raum: bestanden oder nicht bestanden? Und auch diesmal war die Antwort: bestanden, während Günter, mit dem ich das Zimmer teilte, durchgefallen war und noch ein weiteres Jahr vor sich hatte. Bei mir war die Freude groß, zumal jeder von uns wußte, daß wir alle sofort in den Schuldienst übernommen werden, denn im Land suchte man händeringend nach Lehrern. Vor allem fehlten sie auf dem Land, und im Stuttgarter Landtag wurde seinerzeit ernsthaft die Frage gestellt, ob sich ein Land wie Deutschland noch Kulturnation nennen dürfe, wenn es nicht einmal genügend Lehrer hervorbringe. Auch dachte man daran, Lehrern, die ihren Dienst auf dem Lande versahen, eine Landzulage zu gewähren.

### Erster Verdienst

Nach den Osterferien 1957 trat ich meinen Dienst an der Volksschule in Grosselfingen an, einem großen Bauerndorf unweit von Hechingen. Ich hatte mein Ziel erreicht, und erhielt zum ersten Mal selbst verdientes Geld, das mir gehörte, und

über das ich frei verfügen konnte; damals war ich im vierundzwanzigsten Lebensjahr. Als Anfänger bekam ich das erste und zweite Schuljahr, die zusammen in einem Raum zu unterrichten waren. Einundsechzig Kindern stand ich gegenüber, und wenn der Unterrichtsvormittag vorüber war, verließ ich die Schule fast täglich mit schrecklichen Kopfschmerzen.

Meine Beziehung zu Marlies hatte sich in letzter Zeit abgekühlt und führte dazu, daß ich sogar unsere Verlobung löste. Natürlich war eine andere Frau im Spiel, von der ich glaubte, sie würde zu mir passen. Doch bald wußte ich, daß es ein großer Irrtum war und versuchte, diesen Fehler wieder gutzumachen. Es war nicht einfach; ihr Schmerz war zu groß und die Verletzung zu tief. Vorsichtig versuchte ich, mich ihr wieder zu nähern, und es war ein zähes Bemühen, ihre Zuneigung und Liebe wiederzugewinnen. Es gelang mir, und ich war froh darüber.



Blick auf Haigerloch und das ehemalige Judenviertel ‚Haag‘

## Hochzeit in der neuen Heimat

Weihnachten 1957 heirateten wir, und meine ganze Liebe - da im KONSUM hinterm Ladentisch - mit den langen, naturgelockten schwarzen Haaren und den großen braunen Augen war meine Frau geworden.



Am 26. März 1945 hatte ich meine Heimat verlassen und ging mit Mutti und den Geschwistern auf die Flucht. Es folgten bewegte Jahre bedingt durch die Wirren des Krieges und der Zeit danach. Knapp dreizehn Jahre später fand ich eine neue Heimat, als ich ihr am 26. Dezember 1957 mein Ja-Wort gab.

## Nachwort

Seit dem Tag, da ich begann, meine Erinnerungen aufzuschreiben, ist fast ein Jahr vergangen. Es ist September, und ich ordne nun die einzelnen Teile, die zusammen das Buch ergeben sollen.

Daß ich es bis hin zum Druck in eigener Arbeit erstellen kann, verdanke ich auch meinem Sohn Wolfram. Er führte mich in die Arbeit mit dem Computer ein, scannte mein mühsam in die Schreibmaschine getipptes Konzept, so daß ich es später am Monitor formatieren konnte; und er scannte mir auch die vielen Fotos, um sie ins Textwerk einfügen zu können.

Die im Text vorkommenden Farbbilder entstanden - im Gegensatz zu den übrigen - erst im Sommer 1985 während einer Reise in die ehemalige Heimat. Vierzig Jahre waren seit meiner Flucht vergangen; als Elfjähriger hatte ich sie verlassen und kam als Einundfünfzigjähriger zurück, doch die Zeit schien stehen geblieben zu sein.

So hoffe ich, einen Beitrag zu leisten zum Verständnis zwischen der heutigen, jungen Generation und den älteren Menschen, die in der damaligen unruhigen Zeit auch jung gewesen waren.

Uttenhofen,  
im September 1999

Wolfgang Kuhr